



NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Teufels-Pferde



Teufels-Pferde

John Sinclair Nr. 521

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 28.06.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Teufels-Pferde

Ich wußte nicht, welche der drei Hexenschwestern mir den Schlag ins Kreuz verpaßt hatte. Jedenfalls reichte der Treffer aus, um mich nach vorn zu schleudern, und da war nichts, woran ich mich hätte festhalten können. Ich klatschte in eines dieser tückischen Sumpflöcher.

Dabei klang mir noch der Schrei des Mädchens Julie in den Ohren, als sie die Sätze »Sie will mich töten! Meine Mutter will mich töten!« in die unheimliche Sumpflandschaft geschrien hatte.

Dann schwappte das Wasser über mir zusammen. Kein klares Wasser, eine dunkle Brühe, schleimig, weil von Algen durchzogen, auch widerlich kalt, bestückt mit Pflanzenresten, Aststücken, Fröschen und Kaulquappen.

Das alles wäre zu verkraften gewesen. Es gab andere Dinge, die mich verdammt störten.

Das Wasserloch befand sich inmitten einer Moorgegend, und ich wußte, wie gefährlich diese gefüllten Sumpflöcher sein konnten. Ich wäre nicht der erste gewesen, der in einer solchen Falle sein Leben ausgehaucht hätte.

An Rettung war nicht zu denken. Julie, das Mädchen mit den Parakräften, um das es eigentlich ging und deretwegen ich überhaupt in diese einsame Moorgegend in Cornwall gereist war, konnte mir nicht helfen, weil es sich in der Gewalt der drei Grandi-Schwestern befand, die Julie töten wollten, denn ein schlimmes Schicksal schrieb den Tod vor, damit sie später wiedergeboren werden konnte.

Also mußte ich mich selbst befreien.

Zunächst einmal tauchte ich unter, hielt dabei die Arme ausgestreckt und wühlte schon sehr bald mit beiden Händen durch den fauligen Sumpfschlamm.

Dabei hatte ich Mühe, die Arme hochzureißen. Der Schlamm war mit einer Klebemasse zu vergleichen, die mich einfach nicht loslassen wollte. Ich riß sie trotzdem hervor, drehte mich in dem engen Loch und kam auch wieder hoch.

Nur durchbrach mein Kopf nicht die Oberfläche, denn die verdammte Hexe setzte ihre Zauberkraft ein, wollte mich auf eine perfide Art und Weise töten.

Sie ließ die Oberfläche zuwachsen.

Die sich im Sumpfloch befindlichen Pflanzen gehorchten ihren paranormalen Kräften, zogen sich zusammen, nahmen immer mehr Platz ein und füllten schließlich die gesamte Oberfläche des Sumpflochs aus wie ein schwerer Deckel.

Ich stieß hoch, dagegen – und hatte den Eindruck, als würden meine Fäuste gegen eine Gummiwand hämmern. Die Oberfläche gab nach, aber sie brach nicht durch.

Ich aber steckte in diesem verfluchten Loch, hatte wenig Luft zur Verfügung, vielleicht noch für eine Minute…

***

Julie Gladstone, das blonde Mädchen mit den übersinnlichen Kräften, hatte sich vorgenommen, nicht mehr zu sterben und auch nicht mehr wiedergeboren zu werden.

Zu oft hatte sie dieses Grauen erleben müssen, weil sie ein alter Familienfluch bannte.

Die Zeit sollte nun endgültig vorbei sein. Julie war heimlich aus dem Ort Buckland in the Moor nach London gefahren und hatte sich dort die Hilfe eines Mannes geholt, den man als Geisterjäger kannte.

Sein Name: John Sinclair.

Er sollte Julie helfen, die drei Hexen-Schwestern, auch das Hexen-Trio oder Gespenster-Trio genannt, zu jagen.

Bisher allerdings hatte John nichts machen können. Auch Julie nicht, die sich bewußt von ihrem Beschützer abgesetzt hatte, allein in den Wald gegangen war, um die Grandi-Schwestern aus der Reserve zu locken. Das war ihr auch gelungen, nur hatte sie leider keinen Erfolg gehabt, die Schwestern waren ein eingespieltes Team und hatten sich gefreut, daß ihnen ihr Opfer in die Arme lief.

Sosehr sich Julie auch bemüht hatte, es war ihr nicht gelungen, den magischen Ring der Grandis zu brechen, und sie war in die Gefangenschaft der drei Schwestern gelangt.

Diese Schwestern, untote Sumpfwesen, lebten im Moor. Dort hatten sie ihr Versteck gefunden. Es lag in einem kleinen Hügel, der durch einen dichten Wald abgeschirmt wurde, und auch der Hügel selbst war mit Gestrüpp, hohem Gras und Buschwerk bewachsen.

Doch er besaß auch ein Innenleben!

Unter dem dichten Wall aus Büschen befand sich die Höhle der Grandi-Schwestern. Dort hockten sie zusammen, brüteten ihre finsteren Rachepläne aus und beschäftigten sich mit dem Gegenstand, der ihnen die Kraft verlieh.

Es war eine Kugel.

Sie lag auf einem dicken, braunen Baumstumpf, der von drei Steinen umgeben war, die den Schwestern als Sitzgelegenheiten dienten. Die zehnjährige Julia wußte, daß sie den Bogen überspannt hatte. Die Hexen hatten sie in die Höhle gezerrt, und dort hatte sie versucht, einen Ausbruch zu starten.

Es war ihr nicht gelungen. Sie hatte nur mehr schreien können, um John Sinclair zu dokumentieren, daß sie sich nicht weit von ihm entfernt befand.

Auch das hatte keinen Sinn mehr. Daniela, die älteste der Grandi-Schwestern, hielt sie fest, als Julie versuchte, über die Leiter hinweg ins Freie zu klettern.

Ihre Hände waren wie Klauen, und sie umspannten kettengleich die Fußgelenke des Mädchens.

Julie hatte den letzten Satz noch hinausschreien können, dann war es vorbei.

Daniela Grandi kannte kein Pardon. Einmal brauchte sie nur an den Knöcheln zu reißen, und Julie verlor die Hand. Ihre Finger lösten sich von der biegsamen Leitersprosse. Sie schlug mit dem Mund und dem Kinn gegen zwei weitere, als sie nach unten rutschte, und lag schließlich in der Höhle auf dem Boden, direkt vor den Füßen der widerlichen Hexe, die sie kopfschüttelnd anstarrte.

»Was ist nur in dich gefahren, kleine Julie?« fragte sie rauh und flüsterte: »Hast du gedacht, du wärst stärker als wir?« Daniela lachte auf. »Du bist zwar mit außergewöhnlichen Kräften gesegnet, du kannst vieles verändern, aber du wirst es niemals schaffen, uns zu überlisten.

Wir sind einfach zu stark für dich, das müßte selbst in deinem kleinen Schädel Platz haben.«

Julie starrte in die Höhe. Über ihr schwebte das Gesicht der Hexe.

In der Höhle herrschte ein stetiges Halbdunkel, es roch widerlich faulig, doch die Lichtverhältnisse reichten aus, um das Gesicht der Hexe erkennen zu können.

Es war abgrundtief häßlich!

Bei einem Vergleich wurde man unwillkürlich an alte, feuchte Baumrinde erinnert. Es war ein Relief aus Falten, Runzeln und Kerben. Dazwischen leuchteten die Augen, weiße Kreise ohne Pupillen.

Wie blasse Monde oder Laternen sahen sie aus.

Häßlicher und abstoßender konnte kein Hexenwesen sein. Auf dem Schädel wuchs das, was früher einmal Haare gewesen waren.

Jetzt bestand es nur mehr aus einem Gespinst oder Wirrwarr aus weißen Fäden.

Und so wie Daniela Grandi sahen auch ihre beiden Hexenschwestern aus. Sie glichen sich, sie hätten Drillinge sein können, und sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel.

Aus dem Hintergrund der Höhle löste sich Verena, die mittlere der Drei. Ihre Klauen schlossen sich zu Fäusten und öffneten sich auch wieder. Dann hakte sie die Finger ineinander, während zischende Laute aus ihrem Maul drangen.

»Wer darf sie töten?« fragte sie.

»Warte noch, Schwester. Ich will, daß auch Sina dabei ist. Wir müssen uns ihr gegenüber erkenntlich zeigen. Schließlich hat sie uns diesen Menschen vom Leib geschafft.«

»Es war der, dessen Gesicht wir in der Kugel gesehen haben, nicht wahr?«

»Ja, ich konnte einen Blick auf ihn werfen. Ein gefährlicher Mann, jemand, der eine starke Waffe bei sich trägt. Aber wir sind zu gut, wie ich es euch schon immer sagte. Die drei Grandi-Schwestern sind nicht zu besiegen, und sie werden den Fluch auch nicht löschen, das kann ich dir versprechen.« Bei ihren letzten Worten hatten sich die weißen Augen auf Julie gerichtet.

Das Mädchen wagte nicht, sich zu erheben. Wie ein Häufchen Elend hockte es zu den Füßen der beiden häßlichen Hexen. Julie fühlte sich ausgebrannt und leer. Sie hatte alles versucht, aber nichts war gelungen. Ihre Kräfte, mit denen sie Katastrophen verursachen konnte, waren in dieser Höhle einfach weg. Die andere Magie, die der Hexen, besaß eine unglaubliche Stärke.

»Du hast auf das falsche Pferd gesetzt!« sagte Daniela Grandi nicht ohne Spott in der Stimme. »Du hast es einfach nicht geschafft. Dein Freund, so stark er auch sein mochte, war letztendlich für uns nur ein Winzling. Wir sind die wahren Herrscher, wir, die auch nicht von

Servas getötet werden konnten, als er vor einigen Jahrhunderten hierherkam und uns die Pflöcke aus den Körpern riß. Er hatte versucht, eine alte Schuld bei mir, deiner Mutter, zu begleichen, das gelang ihm nicht.«

Julie Gladstone war kein normales Kind. Sie hatte erfahren, daß die alte Hexe ihre eigentliche Mutter war. Diejenige, die sie zum erstenmal geboren hatte.

Nur war Julie schon mehrere Male gestorben und wiedergeboren worden. Bis zum heutigen Tag wußte sie nicht, wer ihr erster Vater gewesen war.

Die Frage stand in ihrem Blick zu lesen, und Daniela Grandi merkte dies sofort.

Sie lachte auf, bevor sie fragte: »Du willst wissen, wer dein erster Vater war, oder?«

»Ja. Wer hat es getan?«

»Ich kannte ihn gut, sehr gut.« Sie kicherte häßlich. »Vielleicht ist er deshalb damals zurückgekehrt und hat uns die Pflöcke aus dem Körper gezogen. Vielleicht…«[1]

»War es…?«

»Ja, Kind, er war es. Der Mann mit dem schlechten Gewissen, der auf den Namen Servas hörte. Er hat sich in mich verliebt, ohne zu wissen, wer ich tatsächlich gewesen bin. Als er es aber erfuhr, wäre er fast vor Scham vergangen. Es hat Jahre gedauert, bis er zurückkehrte, aber da hatte man uns schon gepfählt. So ist die Geschichte gewesen. Und du, Julie, bist unser gemeinsames Kind. Nur wenn du stirbst und in einer anderen Gestalt wiederkehrst, ist unsere Existenz auch weiterhin garantiert. Deshalb können wir dich nicht mehr freilassen.«

Julie hatte verstanden und auch begriffen. Nur war es ihr nicht möglich, einen Kommentar zu geben. Die Worte hatten sie getroffen wie Nadelstiche, sie saßen einfach zu tief. Julie spürte gleichzeitig das Brennen der Tränen in ihren Augen.

Das Ende nahte – wieder einmal…

Normalerweise erinnerte sich Julie nicht daran, wie sie beim letztenmal umgekommen war, nur manchmal, wenn die Alpträume sie besonders stark plagten, kehrte die Erinnerung zurück. Dann auch an ihre anderen Leben und Tode.

Es war jedesmal ein fürchterliches Sterben gewesen, immer verbunden mit Schmerzen und einer großen Pein. Auch jetzt würde es nicht anders sein, das wußte sie.

»Wir aber bleiben!« flüsterte ihre Mutter Julie zu. »Wir bleiben, wir sterben nicht, wir erleben dich, denn das Schicksal wird dich wieder hier in unsere Gegend treiben. Du garantierst unsere Existenz.«

»Was ist, wenn ich einmal nicht mehr zurückkehre, nicht mehr st erbe und älter werde?«

»Wir wissen es nicht.«

»Doch!« flüsterte Julie. Sie strich durch ihre Haare. »Ihr wißt es und wollt es nur nicht sagen.« Das Mädchen sprach nicht mehr weiter, denn über ihrem Kopf hörte sie ein Rascheln und auch Knacken.

Dann bewegten sich Helligkeit und Schatten auf dem Boden, wo sie ein Muster bildeten, das ineinanderlief. Die Abbildung der Zweige, die auseinandergebogen wurden, weil Sina, die jüngste der drei Hexen in die Höhle kletterte. Geschickt setzte sie ihren Fuß auf die Leitersprosse und kletterte in die Tiefe. Dabei gab sie kichernde Laute von sich, die ihren unverhohlenen Triumph anzeigten.

Daniela schritt vor. Sie legte ihre knorrigen Hände auf die Schultern der Schwester. »Hast du es geschafft?« wollte sie wissen.

»Hast du es geschafft?«

Sina legte den Kopf zurück und lachte sich vor der Antwort noch aus. »Ja, ich habe es geschafft. Es ist alles wunderbar gelaufen. Es hätte nicht besser sein können.«

»Ist er tot?«

»Natürlich!«

»Und wo hast du ihn hingeschafft?«

»Wir werden seine Leiche nach ihrem Tod abholen können. Ich habe ihn im Sumpfloch gelassen. Die Pflanzen gehorchten mir. Ihre Magie habe ich angewendet, verstehst du? Er wird die Grenze auf keinen Fall durchbrechen können.«

Daniela atmete auf. »Das ist zwar gut, aber es gefällt mir trotzdem nicht. Du hättest dich von seinem Tod überzeugen müssen!«

»Kein Mensch kann es schaffen, sich aus dieser Lage zu befreien!«

»Ich hoffe es für dich und auch für uns. Dieser Mann ist nicht normal, das wissen wir.«

Sina sagte nichts mehr zu diesem Thema. Sie schaute auf Julie, die dem Gespräch gelauscht hatte und die Angst wie einen dicken Kloß im Hals spürte.

»Jetzt können wir sie ja töten!« erklärte die Jüngste. »Der alte Fluch muß erfüllt werden!«

»Ja, wir sind zusammen!« Auch Daniela zeigte sich einverstanden und nickte Julie zu. »Jeder von uns wird dir den tödlichen Stoß versetzen. Dieses Leben hauchst du aus, gleichzeitig aber wird deine nicht sterbliche Seele auf die Wanderschaft gehen und so lange umherirren, bis sie einen neuen Körper gefunden hat. Der Tod ist für dich nicht endgültig, er ist der neue Anfang.«

Julie starrte ihre erste Mutter an. Sie wunderte sich über sich selbst, denn sie spürte plötzlich keine Angst mehr. Ihr Körper steckte voller Kraft, und es war auch das innere Gefühl, das ihr diese Stärke gab. Die Angst hatte sie überwunden.

Sie sah die drei Grandi-Schwestern vor sich. Zwischen ihnen stand

noch der Baumstumpf, auf dem die gläserne Kugel, das Orakel der Grandi-Schwestern, lag. Für die Hexen war die Kugel äußerst wichtig, sie garantierte ihnen Kraft, und sie war gleichzeitig der Garant für ihr Weiterleben.

Das hatte auch Julie herausgefunden. Trotz ihrer jungen Jahre war sie gewitzt. Sie gehörte zu den Menschen, die viel hinter sich hatten, die eben anders waren, viel ernster, viel verschlossener und auch wissender. Plötzlich sprang sie vor. Mit beiden Händen ergriff sie die Kugel und hielt sie hoch.

»Ich will nicht sterben!« rief sie. »Nein, ich will nicht sterben!« Sie trat zurück. Um ihren Mund zuckte es, und sie sah deutlich, daß auch die Grandi-Schwestern überrascht werden konnten.

»Leg sie weg!« flüsterte Daniela. »Los, leg die Kugel wieder dorthin, wo du sie hergenommen hast.«

»Nein, ich werde sie behalten!«

»Weg mit der verdammten Kugel!«

Julie schüttelte den Kopf. Sie wußte nicht, weshalb die Schwestern eine so große Angst hatten, die Kugel bestand aus einem besonderen Material. Sie würde nicht zerspringen, wenn sie zu Boden fiel, es mußte also einen anderen Grund haben.

Julie konnte nicht großartig überlegen, dazu fehlte ihr einfach die Zeit, immerhin spürte sie, daß die Kugel zwischen ihren Handflächen etwas Besonderes war.

Sie gab etwas ab, das man mit Magie oder Kraft umschreiben konnte. Das Mädchen spürte den Strom, der durch ihre Hände rieselte. Julie hatte den Eindruck, als könnte sie ihren Geist auf Wanderschaft schicken und Kontakt aufnehmen.

Die Grandi-Schwestern standen noch vor ihr. Nur veränderten sie sich. Ihre Körper streckten sich, gleichzeitig gingen die Köpfe in die Breite, das Bild verschwand, und dafür schob sich ein anderes in das Sichtfeld.

Oder entstand das Bild in der Kugel?

Julie wußte es nicht zu sagen. Eine unheimliche Macht hielt sie fest, sie wurde manipuliert, ihre Gedanken bewegten sich in eine bestimmte Richtung, aus der sich allmählich etwas hervorkristallisierte.

Zunächst wollte sie nicht glauben, was sie sah.

Die Höhle, die Schwester des Bösen, alles war plötzlich vergessen, denn durch eine geschärfte Optik erkannte sie ein völlig anderes Motiv, und sie kam sich dabei vor, als würde sie selbst in der Kugel sitzen.

Ihre Gedanken waren in eine bestimmte Richtung gelenkt worden. Zu den Wesen hin, die sie als ihre Freunde bezeichnete, mit denen sie fast täglich zusammen gewesen war.

Die Pferde…

Ihre Pferde, ihre Lieblingstiere, die sie gepflegt hatte, ihre wahren Freunde.

Und die erkannten ihre Not!

Plötzlich drehten sie die Köpfe. Das sah Julie sehr deutlich. Die Tiere schauten sie mit glühenden Augen an. Aus den Mäulern schlug ihr Feuer entgegen.

War es Traum, war es Wirklichkeit?

Julie wußte es nicht, aber sie tat eins. Sie schickte den Tieren, ihren Freunden, einen gedanklichen Hilferuf entgegen…

***

Dieses verdammte Sumpfloch konnte sehr leicht für mich zum ewigen Grab werden!

Dieser Tatsache mußte ich ins Auge sehen, daran ging kein Weg vorbei. Nur wollte ich nicht elendig sterben, auch wenn die Oberfläche auf magische Weise zugewachsen war und von meinen Händen nicht mehr durchstoßen werden konnte.

Den Gedanken an den Luftmangel drängte ich zunächst zurück, weil eine schnelle Befreiung ungemein wichtig war. Als Waffe trug ich nicht allein meine Beretta bei mir, sondern auch den silbernen Dolch, der ebenfalls mit einer starken Gegenmagie versehen war.

Mit der rechten Hand holte ich ihn hervor, während ich meinen Oberkörper zusammengerollt hatte, um nur nicht mit den Füßen im schlammigen Boden steckenzubleiben.

Obwohl ich die Augen geöffnet hielt, kam ich mir vor wie in einem schwarzen Loch. Ich konnte nichts sehen, die Finsternis und die Kälte des Wassers umschlossen mich wie ein dunkler Sack. Hinzu kam noch meine Angst vor dem Tod.

Ich schoß wieder hoch. Diesmal mit dem Dolch, dessen Spitze sehr bald die dichte Masse auf der Oberfläche berührte. Ich ließ es dabei nicht und führte die Waffe im Kreis, um ein Loch in die Pflanzenmasse zu schneiden.

Sie gab einen Widerstand, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Zunächst kam ich nicht durch, und meine Furcht steigerte sich noch weiter. Sollten die verdammten Hexen tatsächlich die Macht besitzen, gegen die Kraft des Dolches angehen zu können?

Es war der reine Wahnsinn. Wenn ja, dann mußten sie ungemein stark sein.

Ich säbelte weiter, litt dabei unter dem Luftmangel und spürte plötzlich, daß ich durchkam.

Der geweihte Silberdolch hatte schon manchem Vampir oder Werwolf ein Ende bereitet, und auch vor dieser Masse kapitulierte er nicht. Er schaffte es, sie aufzureißen.

Es war einfach wunderbar. Der Widerstand schmolz dahin, und die magisch beeinflußten Pflanzen und Algen wichen zurück.

Die freie Fläche blieb.

Für mich war es ungemein wichtig, denn in meinem Kopf fanden bereits kleine Explosionen statt. Der Luftmangel war einfach zu stark, ich mußte Sauerstoff tanken.

Ich schaffte es.

Plötzlich spürte ich die Kälte, den Wind, der über mein nasses Gesicht strich, und ich riß den Mund so weit auf, wie es ging, um Atem zu holen. Neben mir schaukelte die Masse auf den Wellen, prallte gegen den Rand und wurde wieder abgetrieben.

Geschafft!

Ich lachte auf, während ich einatmete und gleichzeitig noch stark husten mußte.

Ich war frei!

Mit zwei wilden Kraulbewegungen schwamm ich auf den Rand des kleinen Tümpels zu. Zwar glitt die Masse über meinen Körper hinweg, aber sie hielt mich nicht mehr fest.

Ich oder vielmehr mein Dolch hatte ihre Magie gebrochen, so daß ich endlich aufs Trockene klettern konnte, mich dort hinsetzte, mit dem Rücken gegen einen Baumstamm lehnte und zunächst einmal tief durchatmete. Ich mußte mich einfach erholen.

Der Wald bewegte sich. Bäume, Hügel, Buschwerk, Gras und Wasser vereinigten sich zu einem Tanz, der auf- und abführte.

Gleichzeitig drehte sich alles in einem gespenstischen Reigen, daran merkte ich, wie groggy ich letztendlich war.

Erschöpft und naß!

Die Kleidung hatte sich mit Wasser vollgesaugt. Sie war schwer geworden. An ihr klebten die Reste von Algen und Schlingpflanzen.

Meine Haare glichen ebenfalls nassen, klatschigen Pflanzenresten.

Wie ausgewrungen lagen sie auf meinem Kopf.

Kälte kann tödlich sein. Sie kann auch lähmen. Das spürte ich immer stärker. Zugleich überkam mich eine große Müdigkeit. Ich fror auch, bekam das aber nicht so deutlich mit. Die Müdigkeit war einfach stärker geworden, das wiederum warnte mich. Es war nicht einfach, den inneren Schweinehund zu überwinden, am liebsten wäre ich hocken geblieben, aber ich überwand mich und stand auf.

Wie ein Greis bewegte ich mich dabei. Der große Schwung war einfach dahin. Den Stamm als Stütze benutzend, schob ich mich mit dem Rücken an ihm hoch, fühlte mich auch weiterhin matt und zerschlagen, stützte mich an der knorrigen Rinde ab, sah die Umgebung schwanken und bekam kaum mit, daß ich es selbst war, der sich nicht richtig auf den Beinen halten konnte.

Nur allmählich ging es mir besser. Die Atemtechnik machte sich

bemerkbar. Ich hatte einige Male tief Luft geholt, der Schwindel verschwand, auch mein Körper reagierte wieder normal, denn ich stellte jetzt fest, daß ich anfing zu frieren, und mich überkam auch der erste Niesanfall, den ich allerdings gut überstand.

Dann machte ich Gymnastik. Seilspringen ohne Seil, das wärmte durch und trieb auch meinen Gedankenapparat wieder an. Als mein Blick auf das verdammte Sumpfloch fiel und ich die dunkle, gummiartige Masse sah, die auf der Oberfläche schwamm, dachte ich wieder daran, daß es eigentlich nicht um mich gegangen war, sondern um Julie, das Mädchen mit den Parakräften, das mich als Helfer aus London geholt hatte und bei dem mir der Schutz nicht gelungen war.

Ich hatte sie schreien hören. Ihre Mutter hatte sie töten wollen.

Das ging mir nicht in den Kopf, denn Julies Eltern waren längst tot.

Was also steckte dahinter?

Wieder rann mir ein Kälteschauer über den Rücken. Ich starrte dabei in einen leeren Wald. Da bewegte sich kein Lebewesen, nicht einmal Vögel hockten in den Bäumen.

Über dem Boden trieben letzte Dunstreste. Hinter mir wuchsen die Bäume dichter, vor mir war das Gelände freier. Jenseits der Bäume auch flacher. Dort breitete sich das Moor aus, aber in diesem Teil besaßen die Hexen nicht ihr Versteck.

Hügel und Mulden wechselten sich ab. Die kleinen Berge waren mit hohem Gras und dichtem Gestrüpp bewachsen. Leider entdeckte ich keine Hinweise auf Julie.

Lebte sie noch?

Jedenfalls war der Ruf jenseits des Sumpfloches aufgeklungen.

Eine Gegend, die auch ich erreichen wollte.

Wege existierten in dem Wald nicht. Wer hier ging, mußte sich quer durch das Gelände schlagen, was ich auch tat. Ein Sumpfloch wäre für mich fast zu einer Todesfalle geworden, deshalb gab ich acht, nicht in ein zweites zu rutschen.

Es gab sie noch, ich umging drei von ihnen und näherte mich der Stelle, wo die Buckel auf dem weichen Boden wuchsen.

Hier irgendwo mußte sich Julie befinden!

In meiner unmittelbaren Umgebung war es ruhig. Ich hörte, wie ich atmete. Hin und wieder zitterte die Wasserfläche auf den Sumpflöchern. Mal zerplatzte eine Blase, dann verschwand ein Frosch mit einem eleganten Kopfsprung in der trüben Brühe.

Die Hexen hielten sich ebenso zurück wie Julie. Dafür hörte ich etwas anderes. Und es drang aus der Richtung an meine Ohren, wo auch der kleine Ort Buckland in the Moor lag.

Es war ein Geräusch das mich irritierte. Ein dumpfes, grollendes Donnern, als würde der Wind es über die Wolken und die kahlen Baumkronen hinweg zu mir rübertragen. Ein Geräusch, das einfach

nicht in die Stille des Waldes hineinpaßte. Ein Gewitter jedenfalls konnte es nicht sein. Die Lärmkulisse schien aus dem Boden zu dringen.

Wer kam da?

Ich hatte mich gedreht, sah auf einmal die hastigen Bewegungen zwischen den Lücken, hörte das Brechen und Bersten der Zweige.

Feuer entdeckte ich zwischen den Bäumen, schrille wiehernde Laute waren zu hören, glühende Augen tanzten bei wilden Kopfbewegungen auf und nieder.

Jetzt gab es keine Zweifel mehr. Was mir dort entgegenfegte, waren Pferde.

Teufelspferde!

***

Von Jason McGrath sagte man aus Spaß, daß er in seinem ersten Leben einmal ein Pferd gewesen sein mußte. Wer ihn kannte, der hatte ihn fast nie ohne Tiere gesehen. Es ging sogar die Mär um, daß McGrath in jüngeren Jahren hoch zu Roß in die Wirtshäuser geritten war und dort die große Schau abgezogen hatte.

Wie gesagt, ein Gerücht. Tatsache war allerdings, daß ihm Pferde alles bedeuteten. Der alte Junggeselle war vernarrt in die Tiere.

Wenn er mit anderen Menschen sprach, drehten sich seine Sätze meist immer um Pferde.

Dies hatte sich in der Umgebung herumgesprochen. Auch in den Städten und größeren Orten des Landes wußten Pferdebesitzer sehr genau, wer auf Ihre Tiere am besten achtgab. Deshalb hatten viele von ihnen ihre Tiere zu McGrath gebracht. Dort wurden sie im Winter gepflegt, sie bekamen nur bestes Futter. Sie wurden auch ausgeritten, so daß sie die nötige Bewegung besaßen.

Im Sommer holten die Besitzer ihre Tiere meist ab, aber im Winter waren die Boxen voll.

McGrath brauchte auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen. Er wohnte zudem direkt neben den Ställen und gehörte zu den Menschen, die am Morgen schon sehr früh auf den Beinen waren. Er stand gewissermaßen mit den Hühnern auf und kümmerte sich nach der Morgentoilette zunächst um seine Tiere.

Er versorgte sie mit dem nötigen Futter, auch mit frischem Wasser aus dem Brunnen, und erst dann ging er wieder zurück in die kleine Küche, um zu frühstücken.

Böse Zungen behaupteten, er würde selbst schon Hafer fressen, doch das stimmte nicht. McGrath, der Mann mit den grauen Stoppelhaaren, verließ sich lieber auf deftigen Schinken und eine Riesenportion Rührei. Das schlug er sich jeden Morgen in den Bauch. Dazu trank er einen Topf Kaffee. Eine Frau brauchte er nicht.

Er fühlte sich in seiner Haut sehr wohl und konnte seinen Tagesablauf selbst planen.

An diesem Morgen wußte er selbst nicht genau, wie der Tag ablaufen sollte. Zunächst einmal mußten die Tiere gestriegelt werden, das war okay. Wie es dann weitergehen sollte, das hatte er sich noch nicht ausgemalt. Blieb das Wetter, wollte er mit den Tieren auf die Koppel, die sich dem Gestüt anschloß.

Regnete es aber, würde er sie im Stall lassen.

Während er frühstückte, lief das Radio. Beim Wetterbericht stellte er lauter.

Für Cornwall war kein Regen angesagt. Trübe würde es jedoch bleiben und am späten Nachmittag dunstig werden.

McGrath nickte zufrieden. Bei diesem Wetter gehörten die Tiere auf die Weide.

Die Küche war mit alten, einfachen, jedoch zweckmäßigen Möbeln eingerichtet. Im großen Spülstein stand viel schmutziges Geschirr, das McGrath immer sammelte, bevor er sich daran machte, es zu spülen.

Im Prinzip war er allein, aber es gab im Ort immer wieder Helfer, die ihm gern zur Hand gingen. Dazu zählten in erster Linie die Kinder oder Heranwachsende. Viele Mädchen liebten Pferde, und eine hob sich von allen ab.

Es war Julie Gladstone. Dieses Kind war in die Tiere regelrecht vernarrt. Es kam so oft, wie es seine Zeit erlaubte.

In den letzten Tagen war Julie allerdings nicht erschienen. Darüber hatte sich McGrath gewundert. Da er ihre Großeltern gut kannte, hatte er sie angesprochen und erfahren, daß Julie krank geworden war.

Das tat McGrath leid, denn er mochte die Kleine, die mit den Tieren ungewöhnlich gut umgehen konnte. Es gab kein Pferd, das ihr nicht Vertrauen geschenkt hätte. Julie war in dieser Hinsicht ein Phänomen. Sie hatte mit jedem Pferd Freundschaft geschlossen.

Die Tiere spürten auch, daß Julie fehlte. In den letzten Tagen verhielten sie sich nicht mehr so ruhig wie sonst. McGrath, der eine gute Antenne für diese Dinge besaß, hatte es genau bemerkt. Die Pferde waren traurig geworden, manchmal sogar aggressiv. Deshalb wollte McGrath Julie an diesem Morgen wieder besuchen. Er wollte dem kranken Mädchen von den Pferden berichten und auch davon, wie sehr sich die Tiere nach dem Mädchen sehnten.

Es gehörte zu seinen täglichen Ritualen, daß er sich nach dem Frühstück ein Pfeifchen gönnte. Die Stummelpfeife besaß er schon über zehn Jahre, und der Tabak schmeckte ihm daraus noch immer.

Es war kein teures Kraut. Spötter bezeichneten ihn als Bahndamm-Feinschnitt oder getrocknetes Sumpfgras. Das störte den Mann nicht. Hauptsache, ihm schmeckte es.

Mit dem Anzünden ließ er sich Zeit. McGrath schaute zu, wie die

Flamme des Streichholzes über den Pfeifenkopf glitt und die obere Schicht des Tabaks entzündete.

Er paffte die ersten Wolken, lehnte sich zurück und zeigte einen zufriedenen Gesichtsausdruck. So konnte es seiner Ansicht nach die nächsten Jahre auch bleiben.

Was mit den Tieren und den Ställen geschah, wenn er einmal nicht mehr war, darüber machte er sich keine Gedanken. Irgendwie würde es schon weitergehen. Er glaubte sowieso daran, daß er nach seinem Tod in einem Pferdehimmel landen würde.

McGrath räumte noch auf, schlug im Nebenzimmer die Decke seines Betts zurück und schaltete den Fernseh-Apparat ein. Er warf gern einen Blick auf das Morgenprogramm.

An diesem Tag interessierte es ihn nicht. Schon nach zwei Minuten stellte er die Kiste ab, griff seine gefütterte Jacke und verließ das kleine Haus.

Die beiden Ställe rahmten es praktisch ein. Zwischen ihnen, auf der freien Hoffläche, befand sich ein alter Steinbrunnen. Durch eine Pumpe konnte klares Wasser hochgeholt werden, das den Tieren prima schmeckte.

Getrunken hatten sie bereits, deshalb ging McGrath am Brunnen vorbei. Er schaute hoch zum Himmel, bevor er einen der beiden Ställe betrat. Das Wetter schien sich zu halten.

Er öffnete die Tür. Bevor er den Stall betrat, klopfte er an der Außenwand noch seine Pfeife aus, dann tauchte er in den Gang, wo es nach Pferden, nach Heu und auch nach Kalk roch.

Die einzelnen Boxen befanden sich an der linken Seite der Wand.

Es waren insgesamt sechs. Die gleiche Anzahl wies auch der zweite Stall auf.

An der rechten Wandseite lehnten Heugabeln, Schaufeln und ein Spaten. Auch Koppelzeug hing über Haken, zwei Sättel lagen am Boden, und über den Rand der Boxentüren schauten die Köpfe der Pferde neugierig hinweg.

Das Schnauben und leise Wiehern gehörte einfach dazu, wenn McGrath den Stall betrat. So wurde er jedesmal begrüßt. Nur bei Julie war es anders. Da benahmen sich die Tiere so freudig erregt, daß man es schon mit der Angst zu tun bekommen konnte.

»Ja, ja, ist gut. Es ist alles gut.« Er ging die Reihe der Boxen ab und klopfte den Tieren gegen den Hals.

Sie wieherten, sie bewegten nickend die Köpfe, stampften auch, und McGrath fing an, sich zu wundern, denn mit einer solchen Unruhe hatte er doch nicht gerechnet.

Was war mit den Tieren los?

Vor dem letzten, einem rabenschwarzen Hengst mit einem Fell wie aus Seide, blieb er stehen. »Was ist denn, Hunter? Was hast du?

Weshalb bist du so aufgeregt?«

Er sprach mit den Tieren wie mit Menschen und hatte auch den Eindruck, als würden sie ihn verstehen. Wie jetzt, denn Hunter schaute ihn direkt an.

McGrath hielt dem Blick stand, und er wunderte sich plötzlich, denn irgend etwas stimmte nicht mit den Augen des Tieres. Er kannte seine Pferde gut genug, um dies behaupten zu können. Hunter war zwar kein zahmes Pferd, aber so verhielt er sich eigentlich nie. Sein Blick hatte sich irgendwie verändert. Er war direkt tückisch geworden.

McGrath spürte ein Kratzen im Hals. »Ist ja schon gut«, sagte er.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Hunter. Niemand will dir etwas tun. Ich bin ja bei dir. Wir alle geben auf dich acht. Ich werde heute zu deiner kleinen Freundin gehen und nachschauen, was sie macht. Keine Sorge, mein Prinz, das regeln wir.«

Es wurde nichts geregelt. Hunter benahm sich auch in der Folgezeit sehr seltsam. Er mußte innerlich eine starke Unruhe zeigen, die sich natürlich auf sein Äußeres übertrug. Davon zeugte auch der Blick seiner Augen. Er hatte einen anderen Glanz bekommen. Da bewegte sich tief in den Pupillen etwas, das dem guten McGrath überhaupt nicht gefiel.

»Du wirst mir doch nicht etwa krank werden, Hunter? Nein, tu mir das nicht an. Du bist doch ein kerngesunder Bursche. Du darfst nicht krank werden.«

McGrath hatte Erfahrungen gesammelt. Er wußte genau, wann seine Stimme auf die Tiere beruhigend wirkte, und er hatte herausgefunden, daß er fast jedes Pferd anders ansprechen mußte, als wären es Menschen. Auch für Hunter hatte er die richtige Tonlage gefunden, nur war ihm diesmal kein Erfolg beschieden.

Der Hengst änderte sein Verhalten nicht im positiven Sinne. Er steigerte es noch.

Und seine Unruhe griff ebenfalls auf die anderen fünf Tiere über.

Sie, die sonst still in den Boxen standen, schlugen mit den Hufen gegen die Stalltüren und trafen auch die Wände. Dann wieder stampften sie hart auf oder wieherten so, als wollten sie sich aus den Boxen befreien.

McGrath wurde es allmählich unheimlich. Das Verhalten seiner Tiere irritierte ihn stark.

Er kümmerte sich wieder um Hunter. Der schwarze Hengst war so etwas wie der Leithengst. Wenn er etwas tat, so folgten auch die anderen.

Sehr behutsam, um Hunter nicht zu erschrecken, streckte Mc Grath den rechten Arm aus. Er wollte das Pferd streicheln und tätscheln. Als er mit der Hand in die Nähe des Kopfes geriet, reagierte das Tier völlig unerwartet.

Es riß sein Maul auf und schnappte blitzschnell nach der Hand.

Mit einem Superreflex, noch schneller als das Pferd zubiß, zog Mc Grath die Hand wieder zurück und sprang gleichzeitig nach hinten.

Mit dem Rücken knallte er gegen die Wand.

»Verdammt, Hunter! Bist du denn wahnsinnig geworden? Du kannst ja nicht alle Tassen im Schrank haben!«

Der Hengst wollte sich einfach nicht beruhigen. Die Unruhe erfaßte jetzt seinen gesamten Körper. Er warf sich in der Box herum, drückte die Flanken gegen die Wand und schüttelte wild den Kopf.

Alle Tiere waren in den Boxen angeleint. Auch Hunter. Wie ein Berserker riß er daran, als könnte er dieses Gefängnis nicht mehr länger ertragen. Zwei durch einen Gitterschutz gesicherte Lampen brannten unter der Decke, doch McGrath brauchte kein Licht, um die anderen fünf Tiere zu sehen. Er hörte sie ja.

Ihr schrilles Wiehern erfüllte den Stall. Sie benahmen sich, als würde in ihren Leibern der Teufel stecken. Und genau daran dachte McGrath, als er noch einmal auf Hunter schaute und dabei in dessen Augen sah.

Sie waren zu anderen geworden!

Tiefrot, als würde das Feuer aus der Hölle stammen, um Besitz von den Augen zu nehmen, leuchteten sie ihm entgegen. Ein tiefes Strahlen, unheimlich anzusehen, völlig verändert, ein Fanal des Schreckens. Das war kein normales Tier mehr. Etwas anderes, Unheimliches hatte von ihm Besitz ergriffen.

Es war verhext!

McGrath war in Cornwall geboren. Er kannte die alten Sagen und Legenden, er glaubte daran, und er wußte auch von Geschichten zu berichten, die sich mit dem Verhalten der Tiere beschäftigten.

Es gab die Mär von den Höllenpferden, die vor vielen Jahrhunderten über die Weiden galoppiert waren.

Sollte das jetzt auch der Fall sein?

McGrath, der seine Tiere so liebte, war sich auch der Gefahr bewußt, in der er sich befand. Ihn hielt nichts mehr in dem Stall. Er mußte raus, denn für ihn war es nur eine Frage von Sekunden, bis sich die Tiere losgerissen hatten.

So rasch ihn seine alten Beine trugen, rannte er auf die Stalltür zu.

Begleitet von den dröhnenden Lauten der Hufe, vom schrillen Wiehern der Tiere und von einem Fauchen, das er bei ihnen nicht kannte.

Mit der Schulter rammte er die rechte Hälfte der Doppeltür auf und riskierte es, noch einmal zurückzuschauen.

In diesem Augenblick hatte sich Hunter losgerissen. Mit wahrer Brachialgewalt durchstieß der Hengst die Tür. Er stieg noch auf der Hinterhand hoch und kratzte mit den Vorderhufen über die gegenüberliegende Wand.

Dann warf er sich herum. Er hatte die rechte Seite gewählt, weil er zum Ausgang wollte.

Noch einmal schaute McGrath gegen den Kopf des Tieres und sah abermals die Feueraugen. Hunter hatte das Maul geöffnet. Etwas fauchte hervor, das sich zu einer Flamme verdichtete, die wie eine lange Feuerzunge in den Gang schoß.

Feuer aus dem Maul!

So hatte es auch in den alten Legenden gestanden. Sie waren zu einer furchtbaren Tatsache geworden. Die Sagen überfielen den Ort und brachten mit den Pferden den Schrecken.

McGrath blieb nur noch die Flucht. Die Tiere waren schnell, und er wollte von ihnen nicht getroffen werden. Hufe konnten töten, und hier zählte keine Freundschaft mehr zwischen Mensch und Tier, denn das Tier war besessen.

McGrath stolperte auf den Hof. Die Angst saß ihm im Nacken, und sie peitschte ihn gleichzeitig voran. Er hatte alles vergessen, was ihn sonst beeindruckte, die Tiere waren innerhalb weniger Minuten zu seinen Feinden geworden.

Im anderen Stall blieb es ruhig. Nur die sechs Pferde um Hunter drehten so auf.

Um nicht letztendlich doch erwischt zu werden, suchte der Mann hinter dem Brunnen Deckung. Er kauerte sich dorthin, hob vorsichtig den Kopf und schaute über den Rand aus dicken Steinen hinweg.

Soeben durchbrach Hunter die Tür.

Es war ein Anblick, der McGraths Herz schneller schlagen und gleichzeitig seinen Atem stocken ließ.

Faszinierend und unwahrscheinlich zugleich. Aber auch böse und gefährlich.

Er hatte angenommen, daß Hunter die Flucht ergreifen würde.

Das geschah nicht. Er blieb im Hof, stieg nur wieder auf den Hinterläufen hoch und gab ein trompetenartiges Wiehern ab, das wie ein heller Fanfarenstoß in den bleigrauen Himmel schallte, von einem Feuerschweif begleitet wurde und wie ein Signal wirkte.

Ein Signal für die anderen fünf Tiere aus dem Stall!

Hunter befand sich noch in einer Drehbewegung, als die Tiere den Stall verließen. Sie rasten hinaus, als würden sie von Furien gehetzt. Die Hufe rutschten über den Boden, schlugen an den Kopfsteinen Funken, hämmerten ein Stück weiter auf weichen Grasboden, und auch aus den Mäulern dieser Pferde schossen Flammen.

Die Tiere drehten sich in einem wahren Taumel. Ihr Wiehern hatte etwas Fauchendes an sich, es echote zwischen den Stallwänden hin und her und besaß einen völlig anderen Klang als das normale Wiehern.

McGrath fand es als viel wilder und aggressiver. Den Pferden steckte

der Leibhaftige im Körper.

Und sie rasten weiter. Sogar Janine, die völlig harmlose und liebe Stute, geriet reineweg aus dem Häuschen. Sie tanzte auf einer Stelle, dann sprang sie plötzlich vor, die Mähne stellte sich dabei aufrecht, als wäre sie hochgekämmt worden, und mit ihrer rechten Flanke rammte sie ein anderes Tier.

Sie bissen sich zwar nicht gegenseitig, aber sie steckten voller Wildheit und Unruhe.

Das Feuer stand vor ihren Mäulern, die Hufe scharrten und klirrten über die Steine, und sie hatten sich einen gemeinsamen Mittelpunkt ausgesucht, nämlich Hunter.

Um ihn scharten sie sich zusammen, blieben dabei stets in Bewegung und zogen ihre wilden Kreise.

McGrath, der weiterhin nur den Beobachter spielte und sich das veränderte Verhalten der sonst so frommen Tiere nicht erklären konnte, duckte sich blitzschnell, als der schwarze Hengst ausbrach und mit einem gewaltigen Satz über den Brunnen hinwegsprang. Es war der reine Wahnsinn.

McGrath wäre am liebsten im Boden versunken, das ging natürlich nicht. So hockte er da und hatte das Gefühl, von der langen, heißen Feuerzunge im Nacken gestreift zu werden.

Dann war der Schatten über ihn hinweggeflogen. Hunter kam mit seinen vier Beinen zuerst auf, rutschte noch ein Stück weiter, bevor er sich wieder fangen konnte.

Er warf seinen Kopf in die Höhe, wieherte den grauen Himmel an und raste los.

Er war einfach durch nichts mehr zu stoppen, er wollte sich auch nicht stoppen lassen, dieses Tier, vom Satan geleitet, suchte seine Freiheit und nahm die anderen Pferde mit.

Sie preschten hinter ihm her.

Dabei versuchten sie, sich gegenseitig zu überholen. Sie stießen sich an, drückten sich weg, wieherten und brüllten, so daß es sich fast menschlich anhörte, dann schlugen sie einen Bogen nach links und hatten das Gelände verlassen.

McGrath rannte ihnen nach. Dort, wo sich das Gelände öffnete, fiel sein Blick hinunter zum Ort, auf den die Tiere zurasten, dann aber einen Winkel nach links einschlugen und über den Graben sprangen, um hinein in das freie Gelände zu tauchen.

Sie preschten ins Moor!

In diese weite, freie Fläche voller Tücken und Gefahren, als wollten sie dort in den Tod gehen.

Die Umrisse der Körper verschwammen mit dem Grau des Tages.

Als letzten Gruß sah McGrath noch ihre langen Feuerzungen aus den Mäulern lecken, bevor auch sie wieder verschwanden.

McGrath war soweit, daß er sich am liebsten hingesetzt hätte. Es war kein Sitzplatz vorhanden. So schaute er im zweiten Stall nach, wo sich die Tiere völlig normal verhielten, und ging dann zurück in sein Haus. Er stolperte in die Küche. Über dem Waschbecken hing ein fast blinder Spiegel.

Er sah sein Gesicht darin verdammt grau.

Wie Asche…

Schwerfällig ließ er sich auf den Stuhl vor der Schmalseite des viereckigen Küchentischs fallen. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Der Mann wurde mit dem Phänomen einfach nicht fertig.

Wie war es möglich, daß sich seine Tiere derart verändert hatten?

Er schüttelte den Kopf und dachte verzweifelt über den Grund nach, ohne ihn herausfinden zu können. Es klappte einfach nicht, er fand keine Erklärung.

In die Tiere war ein schlimmer Geist gefahren, ein Dämon, ein Gespenst, was immer es auch sein mochte. Es hatte sie verändert, es hatte sie aggressiv und zu regelrechten Killertieren gemacht. Ja, er traute ihnen auch einen Mord zu.

Langsam stand er auf. Seine Hand zitterte, als er zur Tabaksdose griff, um sich die Pfeife erneut zu stopfen. McGrath hatte sich den Morgen anders vorgestellt. Normalerweise wäre er jetzt bei den Gladstones gewesen, um mit Julie zu reden.

Das Mädchen!

Seine Gedankenkette wurde so heftig unterbrochen, als hätte jemand einen Schnitt gemacht. McGrath wußte nicht, wie krank die Kleine war, er rechnete mit einer Grippe, und so etwas überwanden Kinder schnell, aber er wußte mit hundertprozentiger Sicherheit, daß sie am besten mit den Tieren hatte umgehen können.

Vielleicht würde es ihr gelingen, die Pferde zurückzuholen, wenn sie sich beruhigt hatten.

Trotzdem überkam ihn ein schlechtes Gewissen, als er an seinen Plan dachte. Es war eigentlich unfair, ein Kind mit in diese Pläne hineinzuziehen, doch er wußte sich keinen anderen Rat. Julie mußte es versuchen. Er selbst würde auch dabei sein und mit ihr ins Moor gehen. Möglicherweise war noch einiges zu retten.

McGrath verließ sein Haus und machte sich auf den Weg zu den Gladstones…

***

Suko hatte eine wahre Hölle hinter sich, aber das sah man ihm nicht an. Er war gefoltert worden, und die drei Libyer vor ihm kannten Methoden, die man als subtil bezeichnen konnte. Sie hatten viel gelernt und nichts vergessen.

Irgendwann waren sie es leid geworden. Waldo, ihr Anführer,

schüttelte den Kopf und griff in Sukos kurzes Haar. Er zog den Kopf des Chinesen nach rechts, schaute in das blasse Gesicht mit den zahlreichen Schweißperlen auf der Haut und stieß einen Fluch in seiner Heimatsprache aus.

»Ich glaube, der weiß wirklich nichts«, sagte Ahmet, der wegen seiner Hakenhand auch Stahlhand genannt wurde. »Der kann nichts wissen.«

»Wieso?«

»Er hätte geredet.«

Waldo hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Wir haben die anderen Stufen noch nicht ausprobiert.«

»Willst du denn?«

»Mal sehen.«

»Jedenfalls ist er ein Bulle«, sagte Hamir, der Dritte im Bunde.

»Ein verfluchter Bulle. Wir würden vielen einen Gefallen erweisen, wenn wir ihn als Toten in den Keller schleuderten.«

»Stimmt.«

»Wie ist es, Waldo? Wenn wir den gastlichen Ort hier verlassen, sollen wir ihn als Leiche zurücklassen?«

»Er kennt unsere Gesichter!« Mehr brauchte Waldo nicht zu sagen. Damit war das Todesurteil über Suko gesprochen.

Der Inspektor selbst war auf einem Küchenstuhl festgebunden worden. Die Libyer hatten dazu feinen Draht genommen. Ihnen war es darauf angekommen, den Aufenthaltsort einer gewissen Julie Gladstone herauszufinden. Aus sicherer Quelle wußten sie, daß dieses Kind Fähigkeiten besaß, die für gewisse Dinge sehr wichtig waren. Julie konnte Lebewesen beeinflussen, und gerade Länder, die sich im immerwährenden Krieg befanden, waren dankbar für immer neue Möglichkeiten, diesen Krieg auf andere Gebiete zu verlagern.

Von ihrem obersten Boß waren die drei Killer losgeschickt worden, um Julie zu finden.

Bisher erfolglos!

Zwar hatten sie erfahren, wo Julie mit ihren Großeltern wohnte, aber die alten Leute konnten nichts mehr sagen. Mary Gladstone hatte vor Schreck einen Herzschlag bekommen, ihr Mann, der zusah, war daraufhin durchgedreht und hatte sich auf Ahmet gestürzt.

In seiner wilden Wut hatte dieser zugestochen und Paul Gladstone umgebracht.

Die Leichen der beiden lagen im Keller. Die Killer hatten auf Julie warten wollen, statt ihrer war plötzlich Suko erschienen und von den drei Männern überwältigt worden.

Auch Suko befand sich auf der Suche nach Julie, denn der britische Geheimdienst hatte ebenfalls Wind von ihren außergewöhnlichen Fähigkeiten bekommen.

Unabhängig von seinem Freund John Sinclair suchte Suko das Kind ebenfalls, gefunden hatte er es nicht, dafür war er in die Gewalt der drei Killer geraten.

Waldo, der Anführer mit der Hakennase, räusperte sich. Es gefiel ihm überhaupt nicht, daß der Inspektor bewußtlos geworden war.

Oder markierte er.

»Hol kaltes Wasser«, sagte er zu Hamir.

»Sofort.«

Das eisige Wasser lief in den Topf, und Hamir leerte ihn über Sukos Kopf.

»Jetzt wird er sicherlich wach!« jubelte Stahlhand.

Und Suko erwachte tatsächlich. Er hatte die Bewußtlosigkeit nicht gespielt. Die drei Killer hatten ihn fertiggemacht, und es war ihnen auch gelungen, bei ihm einen Nerv zu treffen, der Suko in das tiefe Tal der Bewußtlosigkeit gerissen hatte, aus dem er nur allmählich hervorgezerrt wurde.

Der Wasserguß hatte dafür gesorgt, und auch die leichten Schläge gegen seine Wangen, die den Kopf von einer Seite zur anderen pendeln ließen, trugen dazu bei.

»He, du Stinktier, wach auf!«

Suko öffnete die Augen. Wassertropfen rannen hinein, und er schloß sie sofort wieder.

»Schlaf nicht weiter, verdammt!«

Suko wollte auch nicht schlafen, er fühlte sich nur ungemein elend.

»Willst du nicht reden?«

Suko kannte zwar die Stimmen seiner Peiniger, er wußte trotzdem nicht, wer von den dreien gesprochen hatte. Alles war anders geworden. Sie standen zwar vor ihm, nur nicht so, wie er sie in einem normalen Zustand gesehen hätte.

Die Gestalten liefen ineinander. Aus drei Köpfen wurde einer, der aufgeblasen wie ein blasser Gummiballon wirkte. Suko versuchte zu sprechen.

Es klappte nicht so recht, weil seine Lippen angeschwollen waren.

»Sollen wir wieder anfangen?«

»Nein!«

Jemand lachte, als Suko die Antwort gegeben hatte. »Er kann also doch reden. Wie nett.«

»Ich… ich weiß nichts.« Suko quälte sich die Worte über die Lippen. »Ihr könnt machen, was ihr … ihr wollt. Ich kann euch nichts sagen. Ich habe Julie nicht … gefunden.«

»Das wissen wir. Aber du hast auf die Kleine gewartet.«

»Ja.«

»Und weshalb?«

»Ich wollte mit ihr reden.«

»Das hat doch keinen Sinn, Waldo. Wenn er uns nicht zum Narren hält, dann weiß er tatsächlich nichts.«

»Das sehe ich auch so.«

»Ich würde es trotzdem gern versuchen. Mein Messer…«

»Nein!« Waldo hatte sich anders entschieden. »Vielleicht weiß er doch etwas.« Da niemand zu widersprechen wagte, beugte sich Waldo nach vorn. Suko sah ihn. Er konnte den Mann jetzt deutlicher erkennen. Waldo brachte sein Gesicht dicht vor Sukos Augen. Die Augenbrauen wuchsen wie zwei Kohlestreifen dicht an der Nasenwurzel zusammen, der Mund war nur mehr ein krummer Halbmond.

»Wenn du nicht weißt, wo sich die Kleine aufhält, dann könntest du uns möglicherweise einen Tip geben, wo sie hingegangen ist. Steckt sie in der Schule?«

»Das ist möglich.«

»Hast du dort nachgeschaut?«

»Nein.«

Waldo überlegte. »Weshalb nicht?«

»Ich… ich wollte erst mit ihren Großeltern reden.« Suko wußte genau, was er sagte. Zwar hatten ihn die drei Killer in die Mangel genommen, seinen Verstand jedoch hatte er retten können. Er sagte kein Wort zuviel und blieb immer unverbindlich.

»Wir könnten die Schule besetzen!« schlug Ahmet vor. »Das wäre nicht einmal schlecht.«

»Und dann?«

»Wird sie freiwillig kommen, Waldo!«

»Du bist ein Idiot. Wir haben genügend Aufsehen erregt. Mehr können wir uns nicht leisten.«

»War ja nur ein Vorschlag.«

»Behalte deine miesen Ratschläge.« Waldo wandte sich wieder dem Inspektor zu. »Okay, haken wir die Schule ab. Wann ist die normalerweise beendet?«

»Gegen Mittag.«

»Okay, so lange warten wir.« Waldo richtete sich auf. Er knetete seine knochigen Hände. »Ich hoffe nur, daß die Gladstones nicht plötzlich Besuch bekommen, dem könnte es schlimm ergehen.«

Das hoffte Suko auch. Noch immer ärgerte er sich darüber, wie ein Anfänger in die Falle getappt zu sein. Wer hätte schon damit rechnen können, daß in dem Haus drei Killer lauerten?

Sie hatten Suko auch die Waffen abgenommen, bis auf den Stab, den sie für harmlos hielten. Suko spürte deutlich seinen Druck in der Innentasche. Die dünnen Drahtfesseln saßen stramm.

Hamir, der Fahrer des Wagens, zündete sich eine Zigarette an und rauchte nervös. Der fremdartige Duft der Orienttabake schwängerte

die Küche und kitzelte Sukos Nase. Er weckte ihn nicht weiter auf, reizte nur zum Niesen.

Waldo hatte sich auf den Tisch gesetzt, während Hamir vor Suko stand und ihn aus seinen kalten Augen beobachtete. Man sah ihm an, daß er den Chinesen haßte und ihm am liebsten gekillt hätte.

Dabei bewegte er unruhig seine rechte Hakenhand.

Der Inspektor war ein Mensch, den eine lange Erziehung oder Schule gestählt hatte. Er hatte es gelernt, Schmerzen zu ertragen und auch schneller zu verdauen. Dabei half ihm seine innere Einstellung, die er als Asiate nie verleugnete.

Einem normalen Menschen wäre es schlechter ergangen. Suko erholte sich schon wieder.

Große Sorgen aber bereiteten ihm die Drahtfesseln. Sie würde er aus eigener Kraft nicht lösen können, und die drei Killer würden einen Teufel tun und sie ihm freiwillig abnehmen.

So verrann Zeit.

Irgendwann würden die Männer nervös werden, das stand für Suko fest. Es war fraglich, ob sie es bis zum Mittag aushielten. Sie waren Fremdkörper in einem Ort wie diesem, wo jeder jeden kannte.

Suko hoffte nur, daß niemand kam.

Plötzlich drehte sich Waldo von der Tischplatte weg. Er starrte gegen das Fenster. Sein Blick dabei ließ auch die anderen Libyer aufmerksam werden.

»Ist was?« fragte Ahmet.

»Hörst du es nicht?«

»Was?«

»Dieses Donnern.«

»Ich aber!« meldete sich Hamir. Sie sprachen zum Glück Englisch, so daß Suko sie auch verstehen konnte.

Waldo verließ die Küche. Suko lauschte seinen Schritten. Der Libyer ging nach links, möglicherweise in einen Wohnraum.

Auch Suko hatte jetzt die donnernden Geräusche vernommen. Er konnte sie sich nicht erklären, auch wenn er sich noch so sehr darauf konzentrierte.

Ein Gewitter war es nicht, das hörte sich anders an, und er sah hinter den Fensterscheiben auch keine Blitze aufzucken. Zudem war es kein Gewitterwetter.

Das Donnern schwoll an. Selbst die beiden zurückgebliebenen Libyer fühlten sich unwohl, bis plötzlich Hamir die Idee hatte. »Hufschlag«, sagte der Kleine unter ihnen. »Das sind Pferde, die durch das Dorf rennen. Ja, das müssen sie sein.«

Auch er verließ die Küche, stieß aber kurz hinter der Schwelle mit dem zurückkehrenden Waldo zusammen, der sich ebenfalls irritiert zeigte und über seine Stirn wischte. Dabei drängte er Hamir zurück.

»Was war denn?« fragte Ahmet.

»Pferde«, erwiderte Waldo.

Hamir lachte. »Das habe ich gleich gesagt. Es können nur Pferde gewesen sein.«

»Ja!« schrie Waldo so laut, daß sie alle erschreckten. »Es waren Pferde. Sogar sechs Tiere. Aber sie waren nicht normal. Sie rasten in das Moor. Ich habe sie genau beobachten können. Ihre Augen glühten im Höllenfeuer, und Flammen standen auch vor ihren Mäulern. Die Tiere sind geflohen, in ihnen steckte der Leibhaftige.«

»Bei Allah, das ist unmöglich!« sagte Hamir.

»Willst du mich einen Lügner nennen?« brüllte Waldo, packte den kleinen Mann und schüttelte ihn durch.

»Nein, nein, aber…«

Waldo stieß Hamir von sich. Der flog bis zum Fenster zurück. »Es waren Teufelspferde mit Flammen vor den Mäulern. Ich habe mich nicht geirrt, ich bin nicht verrückt.«

Seine beiden Kumpane schwiegen. Eine Erklärung wußten sie auch nicht. Das nahm ihnen Waldo nicht übel, er drehte sich zu Suko hin. »Gut, du hast uns nicht sagen können, wo sich das Kind befindet. Aber ich will von dir wissen, was mit den Pferden geschehen ist und weshalb sie plötzlich verrückt spielten.«

»Ich weiß es nicht!«

»Nein?« schrie Waldo. »Weißt du es wirklich nicht?« Er zog einen schweren Revolver und drückte die Mündung gegen Sukos Kinn.

»Weißt du es wirklich nicht?«

»Tut mir leid.«

»Ja, du wirst dir gleich selbst leid tun. Mir gefällt nicht, was hier vor sich geht. Mir ist einfach zu viel passiert, für das ich keine Erklärung habe. Erst dieses verdammte Verschwinden der Kleinen, das nicht normal ist, und dann die Gäule, die durchdrehten, als hätten sie den Satan im Leib. Was läuft hier ab?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Eine Kugel würde dir den Kopf zerschmettern!« flüsterte Waldo.

»Was meinst du, wie du dann aussiehst?«

»Ich könnte in keinen Spiegel mehr schauen.«

»Ja, richtig, stimmt.« Waldo grinste und sagte: »Humor hast du auch noch. Findet man nicht oft bei Delinquenten. Ein toter Bulle läßt viele hoffen. So sehe ich das.« Er verstärkte den Druck der Mündung. Suko bekam Angst um sein Kinn. »Wie gesagt, Chinese, ich kann hier vieles nicht begreifen. Du gehörst in diesem verdammten Land auch zu einer Minderheit. Wie kommt es, daß du hier den Bullen spielst? Man, wir sollten eigentlich zusammenhalten.«

»Jeder ist eben anders.«

»Richtig.« Waldo flüsterte und nickte, ohne allerdings den

Revolverlauf vom Kinn wegzunehmen. »Jeder ist anders. Hier ist vieles anders. Und vieles gefällt mir überhaupt nicht. Begreifst du das? Das beginnt mit dem Verschwinden des Mädchens, schlägt einen Bogen und hört bei den Teufelsgäulen auf. Ich hatte Zeit und habe nachgedacht. Dabei bin ich zu einem überraschenden Ergebnis gekommen. Willst du es wissen?«

»Nicht unbedingt.«

Waldo beugte sich noch weiter vor. Mit seinem Kinn berührte er fast das Handgelenk. »Die kleine Julie ist etwas Besonderes. So etwas findet man nicht überall. Sie ist wie ein wertvoller Schatz, der unbedingt gehütet werden muß. Deshalb sind wir auch hinter ihr her. Das ist fast schon legitim. Und da sie etwas Besonderes ist, wird sie auch immer etwas Besonderes tun. Begreifst du, worauf ich hinaus will?«

»Noch nicht.«

»Dann sage ich es dir, Bulle. Ich habe den Eindruck, daß dieses ungewöhnliche Benehmen der Gäule in einem engen Zusammenhang mit unserer kleinen Julie steht. Kapierst du das?«

»In etwa.«

»Ich will konkret werden, Chinese. Julie hat es dank ihrer Kräfte geschafft, die Gäule zu manipulieren. Sie hat dafür gesorgt, daß der Leibhaftige in sie eindringen konnte. Sie ist die eigentliche Führerin der Tiere, und sie werden uns auch den Weg zu ihr zeigen. Hast du nun alles begriffen?«

»Ja. Du willst die Pferde verfolgen?«

»Vielleicht. Es kann auch sein, daß ich abwarte, bis sie zurückkehren. Alles liegt noch in der Schwebe.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Suko.

»Was?«

»Daß sie zurückkehren werden. Wenn Julie so außergewöhnlich ist, wie du es gesagt hast, wird sie sich kaum wieder in dieses Haus zurücktrauen. Weshalb auch?«

Waldo überlegte. Sukos Bemerkung hatte ihn so mißtrauisch werden lassen, daß er die rechte Hand zurücknahm und nicht länger mit dem Revolver auf Sukos Kinn zielte.

Ahmet sprach dagegen. »Glaub ihm doch nicht. Der Bulle will dich überlisten.«

»Halt dein Maul!« Waldo verengte die Augen. »So schlecht ist seine Schlußfolgerung nicht. Wir müssen die Kleine finden. Ich habe euch nicht ohne Grund mit auf die Reise genommen. Ihr haltet euch für die Besten. Das könnt ihr gleich beweisen. Wir werden dieses verdammte Moor einfach durchkämmen.«

»Es ist gefährlich. Ein verflucht tückisches Gelände!« sagte Ahmet. »Wir kennen es nicht.«

»Die Pferde denn?«

»Nein, aber sie haben eine gute Führerin, das weißt du auch, Waldo. Ich will dir nicht hineinreden, aber…«

»Dann laß es auch bleiben, verdammt! Wo die Pferde herlaufen, da können wir auch gehen. Nimm es einfach hin und mach dir nur nicht in die Hose, zum Henker.«

Ahmet schwieg, auch der dritte Mann mischte sich nicht ein. Waldo richtete seinen Blick wieder auf Suko. »Du kennst dich im Moor nicht aus. Eigentlich wollte ich dich hier als Leiche zurücklassen, aber ich habe es mir überlegt. Du wirst vor uns hergehen, kapiert?«

»Ja.«

»Also, du bist gewissermaßen unser Führer. Wenn du einsinkst, merken wir das früh genug und können uns danach richten. Das ist alles wunderbar.«

»Gefesselt kann ich nicht laufen.«

»Keine Sorge, die nehmen wir dir ab.«

Suko kam dieser Vorschlag nicht ungelegen. Er war sogar froh darüber. So konnte er wenigstens dieser engen Falle entkommen.

Hier in der Küche hätte er keine Chance gehabt, den Männern zu entwischen.

Hamir bekam den Auftrag, die Drähte um Sukos Körper zu lösen.

Waldo und Ahmet beobachteten ihn dabei. Immer war eine Revolvermündung auf Suko gerichtet.

Der Libyer schnürte die Drähte auf. Er tat dies mit ruckartigen Bewegungen, und Suko spürte, wie er sich immer besser bewegen konnte. Zwei Drähte hatten in seine Handgelenke geschnitten und dort das Blut gestaut. Zwei weitere waren über die Fußknöchel gespannt und hatten dort sicherlich auch Streifen hinterlassen.

Er spürte das Kribbeln in den Gelenken, als das Blut wieder frei durch die Adern laufen konnte.

»Wunderbar«, sagte Waldo und schaute zu, wie Suko sich selbst massierte. »Jetzt brauchst du nur vorzugehen, und das Moor…«

In diesem Augenblick klingelte es!

Innerhalb einer Sekunde standen die drei Libyer unter Hochspannung. Sie starrten Suko an, der ebenfalls zusammengezuckt war und noch immer auf seinem Stuhl hockte.

»Wer kann das sein?« flüsterte Waldo.

»Ich habe keine Ahnung, sorry.«

Waldo schaute auf Ahmet, der grinsend seine Stahlhand hob.

Auch ohne daß er ein Wort gesagt hätte, wußte Suko, was der Killer vorhatte. Und er wollte nicht, daß es noch einen weiteren Toten gab.

Die beiden alten Menschen waren schon zuviel gewesen. »Ich würde nicht öffnen«, sagte er schnell, bevor sich Ahmet noch bewegen konnte. »Das ist bestimmt harmlos. Es wird ein Nachbar sein.«

»Weißt du das genau?«

Suko nickte Waldo zu. »Ja, ich gehe davon aus. Wer sollte die Gladstones schon besuchen wollen?«

Waldo überlegte, und der Besucher klingelte abermals. Diesmal länger. Er ließ sich auch nicht abweisen. Sie hörten seine Stimme.

»Verdammt, Paul, öffne doch! Ich weiß, daß ihr im Haus seid. Das weiß ich genau. Ihr wart in der Kirche und seid zurückgekommen…«

»Ich werde öffnen!« flüsterte Ahmet.

»Aber keinen Toten – noch nicht«, schränkte Waldo ein.

»Ja, ja, später vielleicht.« Ahmet schlich zur Tür. Wer immer der Besucher auch sein mochte, Suko drückte ihm die Daumen, daß er überlebte.

In der Küche verhielten sich die Männer still. Dafür hörten sie, wie die Haustür aufgezogen wurde. Sie bewegte sich geräuschvoll in den Angeln, und ein weiteres Geräusch vernahmen sie ebenfalls.

Ein Schrei, der sehr bald erstickte, danach ein kurzes Trampeln, dann das Zufallen der Haustür.

Ahmeds Lachen schallte bis zu ihnen in die Küche. Wenig später tauchte er selbst auf.

Er hatte wieder seine verdammte Stahlklaue eingesetzt. Der Haken umspannte den Hals eines älteren Mannes, auf dessen Kopf graues Stoppelhaar wuchs. In den Augen lag eine höllische Angst.

Das Gesicht war rot angelaufen, dicht unter der Stahlklaue schimmerte ein dunkler Streifen in der Haut des Halses.

»Ist er nicht lieb?« sagte Ahmet und blieb mit seinem Gefangenen in der offenen Tür stehen.

Waldo nickte. Er blieb hinter Suko stehen, zielte auf dessen Kopf und sprach über ihn hinweg den älteren Mann an. »Wer bist du?«

Der Mann war zu geschockt, um antworten zu können.

Außerdem behinderte ihn die Klaue. Er schluckte nur und brachte mühsam einige würgende Laute hervor.

»Nimm ihn nicht zu fest, Ahmet!«

Der Libyer lockerte den Druck des Hakens etwas, so daß der Gefangene reden konnte.

»Noch mal«, sagte Waldo. »Wer bist du?«

»McGrath!«

»Gut. Was wolltest du hier?«

»Die Gladstones sprechen.«

»Und weshalb?«

»Ich mußte sie etwas fragen.«

»Raus damit! Vielleicht können wir dir helfen.«

McGrath schaute sich die Männer an und erkannte auch, daß Suko nicht zu ihnen gehörte. Der Inspektor nickte ihm zu. Er hoffte, daß McGrath das Zeichen verstehen würde und sich nicht querstellte.

Wenn er jetzt anfing zu lügen, würden die anderen etwas merken. Sie besaßen für diese Dinge eine feine Antenne.

»Es ging um die Pferde.«

»Die haben wir gesehen«, sagte Waldo. Er verlor seine Lässigkeit.

»Sie spien Feuer, nicht wahr? Dabei rasten sie wie ein Wirbelsturm an diesem Haus vorbei in den Sumpf.«

»Ja, ja…«

»Und weiter?«

»Eigentlich nichts weiter. Es sind meine Pferde gewesen, verstehen Sie?«

»Trägst du dafür die Verantwortung?«

Die Augen des Mannes weiteten sich. »Nein. Wie… wie kommen Sie darauf, Mister?«

»Dir gehörten sie schließlich. Vielleicht stehst du mit dem Teufel im Bunde.«

»Ich… ich hasse ihn.«

»Und was haben die Gladstones mit deinen Pferden zu tun? Hätten sie dir eine Antwort geben können?«

»Ich weiß es nicht!«

Waldos Augen nahmen einen noch kälteren Glanz an. »Noch so eine dumme Antwort, und ich schieße dir den Schädel entzwei. Darauf kannst du dich verlassen. Was hatten die Gladstones mit den Teufelsgäulen zu tun?«

»Ich… ich wollte Julie sprechen.«

Der Killerboß sagte nichts. Er lachte nur. Es war ein häßliches und gleichzeitig triumphierendes Lachen. Dann nickte er. »Also doch, die kleine Julie wieder einmal. Immer wieder geht es um sie. Dieses Kind spukt hier herum, ohne daß wir es sehen können. Allmählich wird sie für mich zum Alptraum.«

»Wo ist sie denn?« fragte McGrath.

»Wir suchen sie auch. In der Schule.«

»Nein, das geht nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil sie krank ist. Seit einigen Tagen schon muß Julie zu Hause bleiben und das Bett hüten. Das ist eine Tatsache. Sie kam immer besonders gut mit den Pferden aus. Julie liebte die Tiere, und die Tiere liebten sie. Aus diesem Grunde bin ich gekommen. Ich wollte sie fragen, ob sie für das Verhalten eine Erklärung hat. Das müssen Sie mir glauben.«

»Ja, ja, Mister. Niemand hat dir widersprochen.« Waldo sah wieder Oberwasser. »Du hast also auch gesehen, wie sie in den Sumpf gelaufen sind – oder?«

»Sicher.«

»Und du wohnst hier!«

»Auch das.«

»Wunderbar. Dann kennst du dich bestimmt in der Gegend aus.«

»Ich bin hier aufgewachsen.«

Waldo konnte sich nicht beherrschen. Er mußte einfach auflachen.

»Das ist hervorragend. Wir haben die ganze Zeit darüber nachgedacht, wer uns wohl in den Sumpf führt und uns dabei hilft, die Teufelsgäule zu finden. Du bist der Mann, McGrath!«

Er war überrascht. »Was… was soll ich? Sie in den Sumpf führen? Was machen wir dort?«

»Verdammt, ich will deine Gäule finden. Das muß doch toll für dich sein.«

»Nein, ich sehe den Grund nicht.«

»Ich will ihn dir sagen, Alter. Wenn wir die Gäule finden, dann finden wir auch das Mädchen.«

»Julie?«

»Wen sonst?«

»Aber was wollen Sie von dem Kind?«

Waldo lachte kalt. »Das werden wir dir nicht unter die Nase reiben, alter Mann. Das ist unser Problem. Alles kapiert?«

»Ja.«

»Okay, dann können wir.«

»Und er?« Ahmet stellte die Frage und hatte natürlich Suko damit gemeint.

Waldo wechselte wieder seinen Blick. Er schaute den Inspektor scharf an. Suko hielt dem Blick stand, denn er wollte wissen, was im Kopf des Kerls vorging.

Waldo nickte. »Tut mir nicht einmal leid für dich, Bulle. Aber du bist nicht mehr nötig, und der Keller ist noch groß. Erledigst du das, Ahmet?«

»Wüßte nicht, was ich lieber täte.« In den Augen des Killers lag ein kaltes Strahlen. Er ließ McGrath los und stieß ihn in die Arme des dritten Libyers. Hamir hielt den Mann fest.

Waldo ging vor. Erst als er gesehen hatte, daß die Luft rein war, sagte er den anderen Bescheid.

Sehr bald schon waren sie verschwunden. Ahmet hatte noch den Befehl bekommen, im Haus zu warten.

Er stand in der Küche, hatte Sukos Waffen an sich genommen und hielt die Beretta in der Linken.

»So, und jetzt zu uns beiden.«

»Kann ich aufstehen?« fragte Suko.

»Aber sicher doch. Denkst du denn, ich will dich zu deiner Hinrichtungsstätte tragen…?«

***

Julie Gladstone lebte noch immer!

Keine der Grandi-Schwestern traute sich in ihre direkte Nähe. Sie umstanden sie in einer sicheren Reichweite, denn sie sahen, daß mit dem Mädchen eine Veränderung vor sich gegangen war. Nicht äußerlich, sie sah aus wie sonst, ihr Inneres hatte sich verändert. Sie war stärker geworden. Auch die Pupillen des Mädchens hatten sich verändert. In ihnen war der Wille zu lesen, nicht aufzugeben, sich diesmal zu widersetzen, und sie hielt die Kugel mit beiden Händen fest umklammert.

Aus ihr schöpfte sie die Kraft. Die Kugel, die eigentlich gegen sie eingestellt sein sollte, gab ihr nun die Kraft, über eine große Entfernung hinweg um Rettung zu suchen.

»Ihr werdet mich nicht bekommen!« keuchte sie. »Nein, das Hexen-Trio darf keinen Sieg erringen. Ich will es nicht, ich schwöre, daß ich es nicht will!«

Die Grandi-Schwestern wurden immer nervöser. Sie ahnten, daß Julie etwas in Bewegung gesetzt hatte, aber sie konnten nicht herausfinden, was es war, zudem hielt sich das Mädchen auch zurück.

Es gab keine Erklärung in diese Richtung ab.

Statt dessen sprach sie weiter mit den Schwestern. »Der Fluch ist alt, das weiß ich. Aber einmal muß er gebrochen werden. Diesmal finde ich die Kraft. Dieser Sumpf darf nicht mehr euch gehören. Ihr werdet ihn nicht mehr beherrschen, andere werden euch vernichten.« Sie lachte mit einer ihr fremden Stimme und senkte den Blick, um in die Kugel zu schauen.

Dort bewegte sich etwas. Kraft ihrer Gedanken hatte sie es geschafft, ein Bild zu formen.

Das Bild ihrer Freunde, ihrer Retter – das der Pferde!

Niemand hatte ihr helfen können.

Jeglicher Kontakt war abgebrochen worden, aber die Tiere ließen sie nicht im Stich. Sie waren anders als Menschen. Freunde, treu wie Gold in guten und auch in schlechten Zeiten. Trotz ihrer großen magischen Kraft, die durch die Kugel noch weiter verstärkt worden war, steckte in ihrem Innern noch ein gutes Stück der Menschlichkeit.

Deshalb warnte sie die Grandi-Schwestern auch. »Verlaßt diese Höhle. Flieht vor mir, denn noch könnt ihr es schaffen. Ich will euch nicht mehr sehen. Hinweg! Flieht…«

Und ein gewaltiger Kraftstrom ging von ihr aus. Diesmal wurden selbst die alten Hexen gepackt.

Es war ein Bild des Schreckens, das plötzlich die Erdhöhle erfüllte. Die hellen Haarsträhnen der alten Weiber stellten sich auf, als hätte jemand an ihnen gezupft. Sie standen wie Nägel und zitterten an ihren Spitzen. Dann wurden sie selbst gepackt und vom Boden angehoben.

Gleichzeitig schwebten sie hoch.

Daniela in der Mitte, Verena rechts von ihr, Sina an der anderen Seite.

Die Hexenschwestern kamen gegen die Kraft des Kindes nicht an.

Sie drehten die Köpfe, sie schauten sich an, ihre braunen Gesichter verzerrten sich noch stärker. Sie öffneten die Mäuler, aus denen Zungen hervorschlugen wie Stücke von Lappen.

Dann schrien sie.

Es war ein Schreien, wie man es bei Menschen nicht kannte. So hoch, so schrill, gleichzeitig höllisch und auch irgendwie überirdisch.

Das Schreien begleitete sie auf dem Weg nach oben, und das Mädchen hielt sie noch immer in seinem Bann.

Daniela stieß als erste gegen die Decke. Sie bestand aus Lehm und auch aus Zweigen, Ästen und anderem Blattwerk, so daß sie eine kompakte Masse bilden konnten.

Die Schwestern hielt sie nicht auf.

Wie Kanonenkugeln rasten die Grandis zuerst mit den Köpfen hindurch, als hätten sie eine Wand zerstört.

Julie aber blieb zurück. Mit einem Lächeln auf den Lippen schaute sie in die Kugel, wo sich die Pferde abzeichneten. Und sie wußte, daß die Tiere bereits in der Nähe waren.

***

Das stimmte tatsächlich. Nur sah Julie ihre Helfer nicht, sondern ich.

Das Geräusch der auf den Waldboden trommelnden Hufe hatte mich gewarnt und mir bereits angezeigt, mit wem ich es möglicherweise zu tun bekommen würde.

Ich drehte mich um – und sah die Tiere herankommen.

Es waren sechs. Sie liefen in einer breiten Reihe. Hindernisse gab es für sie nicht. Teufelspferde, Teufelsgäule, besessene Tiere, alles paßte zu ihnen. Nichts konnte sie aufhalten. Sie stampften über alles hinweg, sie ließen sich durch nichts aufhalten, und ich erkannte auch, daß jemand die Führung übernommen hatte.

Es war ein schwarzer Hengst. Er lief einige Yards vor. Auch in seinem Kopf glühten die roten Feueraugen, und aus seinem Maul drang nicht nur ein fauchendes Wiehern, sondern eine besonders lange Feuerlanze.

Ich hatte auch erkannt, daß ich ziemlich ungünstig stand. Direkt in der Laufrichtung der Gäule.

Also weg!

Ich rannte nach links. Meine Füße taten sich dabei schwer, denn ich hatte Mühe, sie jeweils aus dem weichen Boden zu ziehen. Der Atem floß keuchend aus dem Mund, das Wiehern verstärkte sich, dann warf ich mich hinter einem besonders dicken Baumstamm in Deckung, blieb dort kniend und wartete alles weitere ab.

Daß die Tiere nicht ohne Grund in den Sumpfwald geraten waren,

lag auf der Hand. Sie mußten irgendeine Aufgabe übernommen haben, und ich brachte sie auch mit den verdammten Hexen in Verbindung.

Bisher hatte ich nicht gewußt, wo Julie und das Hexen-Trio steckten.

Plötzlich erfuhr ich es.

Die Höllengäule hatten mich soeben passiert, als vor mir, aber noch in guter Sichtweite, einer der Sumpfhügel von innen einen starken Druck bekam und aufgebrochen wurde.

Dreck, Lehm, Pflanzenreste wirbelten in die Höhe, dann schossen, als der Weg frei war, die Gestalten hervor, die ich hatte jagen wollen.

Die Grandi-Schwestern!

Der Vergleich mit Kugeln, die man abgefeuert hatte, kam mir in den Sinn. Mir war auch klar, daß sie nicht aus eigenem Antrieb so reagierten, sie wurden bestimmt geleitet.

Jemand spielte mit ihnen.

Julie!

Für mich kam keine andere in Frage. Zudem erinnerte ich mich noch deutlich an die Szene in der Pizzeria, wo sie allein durch ihre Telekraft dafür gesorgt hatte, daß es den beiden Schutzgelderpressern dreckig ging und sie sich lächerlich machten.

Jetzt setzte sie die Kraft gegen die Hexen ein. Aber würde sie auch gegen die Satanspferde bestehen können?

Die Grandi-Schwestern jagten in die Höhe. Es machte auch nichts, daß sich über ihnen Bäume befanden. Als erstes erwischte es die in der Mitte. Sie hatte das Pech, von unten her genau mit dem Kopf durch eine Astgabel zu stoßen.

Die Zweige waren biegsam genug, um zu halten, der Kopf drehte sich – und die Hexe steckte fest.

Sie zappelte mit den Beinen, vielleicht schrie sie auch, das war aus dem Lärm, den die Pferde verursachten, nicht herauszuhören.

Die zweite Hexe jagte krachend in ein dichtes Geäst. Sie hielt sich dort fest, und die dritte wurde gegen einen anderen Stamm gewuchtet, wobei sich ein normaler Mensch den Kopf eingeschlagen hätte, nicht aber sie.

Das alles geschah innerhalb einer kurzen Zeitspanne, in der ich ein gebannter Zuschauer war.

Doch es war erst der Beginn.

Die Pferde waren durch nichts mehr zu halten. Sie preschten auf ihr Ziel zu und hatten es in dem Moment erreicht, als die Grandi-Schwestern festhingen.

Sie blieben genau dort stehen, auf dem der Hügel aufgebrochen war. Der schwarze Hengst hob sich besonders hervor. Er schleuderte den Kopf herum, spie die Flamme in den Wald, ohne etwas zu verbrennen. Dafür wieherte er trompetenhaft, als wäre dieses Geräusch für irgend jemand eine Botschaft.

Das traf auch zu!
Eine vierte Person erschien aus der Tiefe des Sumpfhügels. Es war das Mädchen Julie!
Mir stockte der Atem, als ich erkannte, daß die Pferde nicht stoppten. Sie würden sie überrennen, möglicherweise sogar verbrennen, oder mit den Hufen erschlagen.
Das alles schien Julie nicht zu stören. Sie stand aufrecht da, ohne sich zu bewegen, und sie hielt etwas zwischen ihren Händen, das ich nicht erkennen konnte, aber irgendwie aussah wie ein Ball.
Ich mußte hin, ihr helfen, sie aus der Gefahrenzone zerren, obwohl es inzwischen unmöglich geworden war, weil die Teufelspferde zu nahe herangekommen waren.
Mein Warnschrei blieb mir im Hals stecken. Zudem hätte ich Julie nicht warnen brauchen. Wieder einmal überraschte sie mich. Der Hengst galoppierte direkt auf sie zu und wurde von dem Mädchen begrüßt wie ein alter Freund.
Dicht vor ihr stieg er schrill wiehernd auf den Hinterläufen hoch.
Als er sich einen Moment später niederbeugte, sah es für mich so aus, als wollte er Julie unter seinem Körper begraben. Die anderen Pferde umkreisten den Hügel. Nur der schwarze Hengst kümmerte sich um das Mädchen und wurde von Julie gestreichelt.
Sie preßte sogar ihre Wange gegen seinen Kopf, sie wühlte das Fell durch und hatte die Kugel oder den Ball einfach zu Boden geworfen. Mit beiden Armen umklammerte sie den Hals des Tieres.
Die Finger wühlten sich in die Mähne hinein, und Julie zog den Kopf des Pferdes weiter zu sich herab.
Sie liebkoste das Tier!
Ich hatte mich längst erhoben und stand jetzt neben dem Baumstamm. Was ich da sah, glich einem kleinen Wunder, das noch fortgeführt wurde, denn Julie ließ die Mähne auch dann nicht los, als sie sich mit einem geschickt angesetzten Sprung auf den Rücken des Tieres schwang, den Körper nach vorn beugte und Halt an der Mähne des Tieres fand.
Dann drückte sie einige Male ihre Hacken in die Flanken des Pferdes und ritt weg.
Den schwarzen Hengst drehte sie um die Hand. Das Pferd bäumte sich noch einmal kurz auf, bevor es startete und in wilder Karriere tiefer in den Wald hineinpreschte, gefolgt von den anderen fünf Pferden, die ebenfalls Feuer spien und nicht mehr zu halten waren.
Ich kam mir vor wie ein Clown bei einer sehr ernsten Vorstellung.
Ich stand da, hatte die Hand ausgestreckt und tat so, als wollte ich das Mädchen zurückholen.
Auch mit meinem Schrei erreichte ich nichts. Der Rückholruf ging unter im Donnern der Hufe.

Um mich kümmerte sich Julie nicht mehr. Sie ritt tiefer in das gewaltige Moor hinein und würde dort möglicherweise ein Versteck finden, denn die drei Grandi-Schwestern existierten noch immer.

Ich hatte mir genau gemerkt, wo sie hingeschleudert worden waren. Sie hingen auch noch immer in den Bäumen, schrien und keiften sich gegenseitig an und dachten überhaupt nicht daran, den gleichen Weg wieder hinabzuklettern.

Die Gelegenheit war für mich günstig. Außerdem wollte ich nachsehen, was Julie zurückgelassen hatte.

Ich hielt mich noch in Deckung, als ich auf den Hügel zulief. Die drei Hexen sollten mich erst im letzten Moment sehen, und sie erkannten mich auch, als ich auf den Hügel kletterte.

Ich hörte ihr wildes Fluchen, ihr Schimpfen. Das kümmerte mich nicht, denn mir war der Gegenstand aufgefallen, den Julie nicht mitgenommen hatte.

Es war kein Ball, sondern eine Kugel! Aus einem Stück Glas geblasen. Ich dachte automatisch an den Dunklen Gral, zu dem ebenfalls eine Kugel gehörte, die genau auf die Öffnung des Kelchs paßte.

Besaß diese hier ebenfalls eine magische Kraft? Ich mußte davon ausgehen, nicht ohne Grund waren die Hexen durch die Oberfläche des Hügels gebrochen und in den Baum geschleudert worden. Dafür hatte möglicherweise auch die Kugel gesorgt.

Ich ließ sie auf meinem linken Handteller liegen und schaute hoch zu den Hexen.

Wir hatten sie das Hexen-Trio genannt. Wie altgewordene Hexen wirkten die drei Schwestern auch, die auf mich herabschauten. Eine von ihnen hatte mich auf teuflische Art und Weise umbringen wollen. Wer es gewesen war, konnte ich nicht erkennen. Die Grandi-Schwestern waren kaum zu unterscheiden.

»Ich lebe noch!« rief ich ihnen entgegen. »Und ich möchte, daß ihr bei mir hier unten erscheint! Los, ihr wolltet mich doch töten! Runter vom Baum!«

Sie rührten sich nicht und ließen mich schmoren, was mir nun überhaupt nicht gefiel. Ich hielt die Kugel hoch. »Die gehört euch doch – oder?«

»Ja!« vernahm ich eine kreischende Stimme.

»Dann holt sie!«

Die Grandi-Schwestern schienen ohne die Kugel relativ hilflos zu sein. Ich hatte sie praktisch unter Kontrolle, auch jetzt, wo sie vom Baum kletterten.

Es war ein urkomisches Bild. Die erste rutschte am Baumstamm entlang nach unten. Sie hielt den Stamm dabei mit beiden Armen umklammert, wobei sich ihr Gesicht kaum von der Rinde abhob.

Sie prallte zu Boden, blieb geduckt stehen, kam nicht näher und

wartete auf ihre beiden Schwestern.

Ich betrachtete sie genau. Abgrundtief häßlich waren diese drei Schwestern. Im Aussehen hatten sie sich der winterlichen Sumpflandschaft angepaßt. Ihre braunen, riesigen Gestalten paßten in diese Welt.

In den Gesichtern leuchteten die Augen wie kleine, weiße Kugeln.

Ebenso fahl wehten die dünnen Haare um ihre Schädel.

Die dritte Hexe brach noch einige Zweige ab, als sie endlich auf dem Hügel stand. Sie zuckte sofort zurück, weil sie in meine Nähe geraten war.

Ich konnte mich überlegen geben, denn ich besaß die Kugel. Kalt lächelnd schaute ich jede von ihnen an. »Wer hat mich in dieses verdammte Sumpfloch gestoßen? Wer von euch?«

Sie gaben keine Antwort. Nur in ihren Körperhaltungen las ich ein gewisses Lauern.

»Wenn sich keine meldet, dann werde ich mich mit euch dreien beschäftigen.« Ich schaute auf die Kugel und lächelte. »Ein hübsches Spielzeug. Es könnte mir gefallen.«

»Sie gehört dir nicht!« kreischte die Hexe in der Mitte.

»Jetzt ja!«

»Nein, sie ist uns…«

»Moment«, unterbrach ich die Sprecherin. Sie hatte eine rauhe und gleichzeitig zischende Stimme. »So habe wir nicht gewettet. Ihr habt Julie und mich umbringen wollen. Bevor ich euch die Kugel möglicherweise zurückgebe, möchte ich wissen, weshalb ihr das Mädchen töten wolltet und weshalb sie ihre Mutter erwähnt hat.«

»Ich bin die Mutter«, sagte die Sprecherin.

»Bist du Daniela?«

»Ja.«

»Julies Eltern sind tot. Ein Unfall hat ihnen das Leben geraubt. Wie kannst du ihre Mutter sein?«

»Ich bin die erste Mutter gewesen.«

»Ach so ist das. Vor einigen Hundert Jahren muß dann Julie gezeugt worden sein.«

»Stimmt.«

»Und wer war der Vater?«

»Er hieß Servas und ahnte nicht, mit wem er sich eingelassen hatte.«

Ich verzog die Mundwinkel. »War er blind? Bei eurem Aussehen…«

»Was redest du?« schrie Daniela mich an, und auch ihre Schwestern wurden wütend. »Wir haben nicht immer so ausgesehen. Die drei Grandi-Schwestern waren als Schönheiten bekannt.«

»Und als Hexen verrufen, wie?«

Plötzlich kicherten sie zu dritt. »Nicht als Hexen. Die Leute glaubten, Vampire vor sich zu haben.« Sie breitete die Arme aus, die wie braune

Stöcke aus den Ärmellöchern der Lumpen ragten. »Sie irrten sich, wir waren keine Vampire. Trotzdem haben sie uns gepfählt und gegen die Holzwand unserer Hütte genagelt. Damit lähmten sie uns, aber wir lebten weiter. Der Teufel gab uns Schutz und Servas, Julies Vater, so etwas wie ein schlechtes Gewissen, denn er kehrte zurück, um nach uns zu schauen. Er betrat die Hütte, sah uns an die Wände gepflockt und riß die Pfähle hervor. Wir verloren unsere Schönheit und Jugend, aber das ewige Leben war uns gegeben, und wir blieben im Sumpf.«

»Was war mit dem Kind?« fragte ich.

»Es wuchs bei irgendwelchen Pflegeeltern auf, denn Servas kümmerte sich nicht um die Kleine. Es waren immer wieder Mädchen. Damit wir am Leben bleiben konnten, mußte unser Kind sterben und wieder neu geboren werden. Als die Zeit um war, holten wir Julie und…«

»Das reicht«, sagte ich, weil ich gut auf diese schrecklichen Einzelheiten verzichten konnte. »Sie ist also mehrere Male geboren worden. Besaß sie stets übersinnliche Fähigkeiten?«

»Ja, immer.«

»Und sie ist nie aufgefallen?«

»Ab und zu. Manchmal hatten die Menschen sogar Furcht vor ihr. Dann wurde das Kind gejagt. Es konnte nie mit seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten fertig werden. Immer wieder war es überrascht, bis eben zu ihrer letzten Wiedergeburt.«

»Sie holte mich!«

»Das wissen wir.«

»Hat sie es euch gesagt?«

»Nein, nicht sie, die Kugel!«

Ich lächelte kalt. »Dann ist die Kugel also ungemein wichtig für euch. Sie ist ein Garant für euer Überleben, ebenso wie Julies Sterben, nicht wahr?«

»Du hast richtig geraten.«

Ich warf die Kugel hoch und fing sie wieder auf. Die Hexen erschraken, ich aber lachte. »Es gefällt mir, euch hier stehen zu sehen«, erklärte ich ihnen. »Ihr scheint viel von eurer Kraft eingebüßt zu haben. Ich habe gesehen, wie ihr aus dem Hügel gestoßen worden seid und schließlich im Baum festhingt. Wer hat dafür gesorgt? Auch Julie?«

»So ist es.«

»Wunderbar. Es ist nur schade, daß ich nicht ihre Kräfte besitze, sonst würde ich mit euch spielen. Aber ich habe mir etwas anderes einfallen lassen.«

»Und was?«

»Wir werden sehen. Jedenfalls spielt die Kugel eine wichtige Rolle. Ich habe mich entschlossen, euch nicht weiter existieren zu lassen. Ihr müßt verschwinden!«

»Das schaffst du nicht!« sagte Daniela.

»Da wäre ich mir an eurer Stelle nicht so sicher!« erklärte ich. »Julie hat recht gehabt, als sie mich zu Hilfe holte. Ich sage es nicht gern, aber in diesem Fall stimmt es. Ich bin in gewisser Hinsicht tatsächlich ein besonderer Mann.«

»Das haben auch wir gespürt. Die Kugel warnte uns. Und du hast es geschafft, dem Tümpel zu entkommen.«

»Genau.«

»Was willst du jetzt tun?«

»Ich habe mir vorgenommen, das Hexen-Trio zu jagen bis zum bitteren Ende. Und dieses, euer Ende, steht dicht bevor. Ihr seid Dienerinnen des Teufels, Günstlinge der Hölle, und ich weiß sehr genau, was Asmodis haßt wie sonst nichts.« Während dieser Worte hatte ich meine rechte Hand in der Seitentasche der nassen Jacke verschwinden lassen. Als ich sie wieder hervorzog und die Faust öffnete, starrten die drei Hexenweiber plötzlich auf das Silberkreuz.

Zuerst tat sich nichts. Dann rissen sie die Mäuler auf, und mir klangen ihre schrillen Schreie entgegen. Sie drehten ihre Köpfe zur Seite, wollten das Kreuz um keinen Preis anschauen. Ich dachte auch nicht daran, sie direkt damit zu attackieren. Sie hatten mir berichtet, daß die Kugel zu ihnen gehörte und ihnen unter anderem die Existenz garantierte.

Nicht mehr lange.

»Schaut her!« rief ich ihnen entgegen, legte das Kreuz auf die Kugel und sprach die Aktivierungsformel.

»Terra pestem teneto – salus hic maneto!«

***

McGrath hatte sich mit seiner Lage abgefunden, aber auch daran gedacht, sie zu ändern. Er wußte, daß diese Menschen keine Zeugen zurückließen, und er überlegte krampfhaft, wie er aus der verfahrenen Situation wieder herauskommen konnte.

Es war schwer, denn dicht hinter ihm schritt Waldo. Er hatte den Waffenarm ausgestreckt, und die Mündung des Revolvers tickte hin und wieder gegen den Hinterkopf des alten McGrath.

Natürlich kannte er den Sumpf genau. Er wußte, wo sich die Fallen befanden, die gefährlichen Löcher, die einen Menschen für alle Zeiten verschwinden lassen konnten, aber die Libyer gaben höllisch acht. Wenn McGrath sie in eine Falle lockte, lief er selbst in Gefahr, darin umzukommen. Einen Schuß würden die Männer immer noch abgeben können.

Es war um die Pferde gegangen, die aber hatten sie nicht mehr gesehen. Vor ihnen lag das Moor zwar als weite Fläche, aber Wälder und Buschgürtel nahmen einen großen Teil des freien Sichtfeldes.

Die Tiere besaßen genügend Möglichkeiten, um sich verbergen zu können.

Der Pfad, über den McGrath die beiden Libyer führte, war kaum zu erkennen. Man mußte schon Einheimischer sein, um ihn gehen zu können. Zudem war er ziemlich weich, und Hamir beschwerte sich mehr als einmal darüber, weil er Furcht hatte, steckenzubleiben.

»Dann wird es unserem Freund auch nicht anders ergehen«, sagte Waldo. »Mitgegangen, mitgehangen.«

»Keine Sorge, ich bin nicht lebensmüde.«

»Das will ich auch meinen!« lachte Waldo.

Über ihnen türmten sich dicke, graue Wolken am Himmel. Der Wind, der auch über das Moor wehte, spielte mit ihnen, drehte sie oder scheuchte sie vor sich her.

Es war kühler geworden. Auf den Tümpeln kräuselte sich die Wasserfläche. Das Dorf sahen sie nicht mehr. Nur noch die Spitze des Kirchturms, wenn sie sich umdrehten.

»Und du weißt tatsächlich nicht, wohin die verdammten Gäule gelaufen sein könnten?«

»Nein!«

»Aber es sind deine Pferde!« knirschte Waldo.

»Das stimmt. Ich habe sie nie so erlebt wie heute. Sie sind wie von Sinnen. Ich kann nichts dazu, ihr müßt mir glauben, zum Henker.«

»Ja, ich weiß, es war Julie!«

»Was ich mir auch nicht vorstellen kann. Sie ist mit den Tieren gut ausgekommen. Wie kann sie die Pferde so verändert haben? Das ist unmöglich.«

»Bei ihr nicht!«

»Wieso?«

Waldo stieß McGrath den Revolverlauf ins Kreuz. »Geh weiter, Alter. Vielleicht finden wir sie noch.«

McGrath blieb stehen. »Ihr wollt das Kind einfach umbringen, nicht wahr?«

»Nein, Alter. Wir werden Julie mit in unsere Heimat nehmen. Sie ist ein wertvoller Diamant, verstehst du?«

»Kaum.«

»Ist auch nicht nötig.«

Diesmal lief McGrath wieder los. Bei jedem Schritt gab der weiche Untergrund nach. In den Abdrücken sammelte sich rasch braunes Sumpfwasser.

Gräser streichelten ihre Hosenbeine. Nicht weit entfernt wuchsen Rohre aus Schilf aus dem Boden. Sie wirkten wie starre Arme und zitterten leicht im Wind.

Waldo hatte sich für einen Wald entschieden, der links von ihnen lag. »Ich will, daß du dort hingehst, Alter.«

»Sind die Pferde…«
»Geh!«
»Hier sind Spuren!« rief Hamir plötzlich, der nicht direkt hinter den beiden schritt, sondern seitlich versetzt. »Das sieht aus, als hätten Hufe den Boden aufgerissen.«
Waldo ließ McGrath stoppen, schaute nach, nickte und grinste sehr breit. »Tatsächlich«, sagte er, »das sind Spuren. Du hast gute Augen, Hamir. Wir brauchen ihnen nur zu folgen, dann haben wir sie.«
»Die Tiere sind unberechenbar!« warnte McGrath.
Der Libyer grinste nur. »Wir aber auch. Ich habe genügend Kugeln mit, um sie allesamt in die Pferdehölle zu schicken, darauf kannst du dich verlassen.«
McGrath nickte nur. »Ja, ich kann es mir vorstellen, Mister.«
»Was ist?«
»Die Pferde kommen zurück!« flüsterte McGrath.
»Was?«
»Ja, ich spüre es. Ich höre es sogar. Der Boden – er vibriert. Konzentriert euch darauf.«
Die Libyer blieben stehen. Waldo drehte sehr bedächtig den Kopf und schaute zum Wald hin.
Dort tauchten sie auf.
Sechs Pferde und an der Spitze der schwarze Hengst, aus dessen Maul eine Feuerlohe sprang.
Aber das war nicht alles. Auf dem Pferderücken hockte ein junges Mädchen, Julie!
»Wir kriegen sie!« jubelte Waldo und legte auf das Pferd an.
»Nicht schießen!« schrie McGrath.
»Halts Maul!«
Das Mädchen saß auf dem Pferderücken, als wäre es damit verwachsen. Sie und das Tier bildeten eine Einheit. Hinter ihnen jagten die anderen fünf Tiere in voller Karriere her.
»Den schwarzen Hengst!« flüsterte der Libyer. »Ihn muß ich kriegen. Dann habe ich auch das Mädchen!«
McGrath bekam Angst um Julie. Er konnte die Entfernung für einen gezielten Pistolenschuß genau abschätzen, und Julie, die auf dem schwarzen Hengst immer näher kam, befand sich bereits in Reichweite der Waffe.
Waldo hatte McGrath vergessen. Er konzentrierte sich einzig und allein auf das Pferd. Der schwarze Hengst galoppierte in einem weiten Halbkreis. Mit der Revolvermündung verfolgte Waldo den Lauf.
Noch wartete er auf den idealen Schußwinkel. Sein Gesicht zeigte eine starke Anspannung. Scharf spannte sich die Haut über den Knochen.
Da griff McGrath ein!

Er wußte von der Gefahr, in der Julie schwebte, und sprang über seinen eigenen Schatten, als er den gefährlichen Killerboß anging.

Mit der Handkante schlug er auf den Schußarm des Mannes.

Waldo fluchte. Er sah McGrath dicht neben sich, der noch einmal nachgreifen und Waldo auch umstoßen wollte, doch er hatte nicht mit der Härte und der Cleverneß des Killers gerechnet.

Die linke Faust schleuderte den Mann aus Cornwall zurück. Er hatte das Gefühl, von einem Pferdehuf am Kinn erwischt worden zu sein. McGrath torkelte zurück und sackte plötzlich ineinander, weil er keine Kraft mehr besaß, sich auf den Füßen zu halten. Schwerfällig klatschte er zu Boden und blieb dort liegen.

»Ein Idiot, ein verdammter!« fluchte der Libyer und visierte das Pferd abermals an.

Jetzt war die Distanz richtig.

Er schoß.

Dreimal zog er den Stecher durch. Die Kugeln hämmerten aus dem Lauf, und sie mußten das Tier eigentlich erwischen, aber der Teufelsgaul rannte weiter, als wäre nichts passiert.

Das Mädchen hatte die Schüsse ebenfalls vernommen. Es richtete sich noch auf dem Pferderücken auf und schaute zu den Männern herüber, als wollte sie diese verhöhnen.

Waldo und Hamir fluchten im Duett. Sie verstanden beide die Welt nicht mehr. Der Killerchef war als hervorragender Schütze bekannt. Er hatte das Pferd einfach nicht verfehlen können, trotzdem lief es weiter, spie Feuer und schien über den Sumpf zu fliegen.

Auch die übrigen fünf Tiere hatte nichts aufhalten können, sie folgten dem Leithengst, auf dessen ungesattelten Rücken das Mädchen Julie wie eine kleine Königin saß.

Waldo schoß wieder.

Er war wütend geworden, hatte sich einfach vergessen und mußte die Kugeln loswerden.

Einen Erfolg in seinem Sinne erzielte er nicht. Die Geschosse jagten vorbei. Zudem war die Entfernung mittlerweile zu groß geworden. Waldo ließ die Waffe sinken. Hamir sprach ihn an. Er hob dabei die Schultern. »Ich verstehe es nicht!« keuchte er. »Verdammt, das ist mir alles unverständlich. Diese verfluchten Gäule müssen mit dem Scheitan in Verbindung stehen.«

»Den Eindruck habe ich auch.«

»Sie spien Höllenfeuer, das Mädchen…« Hamir brach mitten im Satz ab. »Was ist mit der Kleinen? Es hat sich einiges verändert. Sollen wir sie aufgeben?«

Waldo schaute ihn hart an. »Aufgeben?« flüsterte er. »Ich glaube, du spinnst! Wir führen zu Ende, was wir angefangen haben. Wir holen uns die Kleine, und wenn ich die Gäule der Reihe nach abschlachten

muß. Dann kann ihnen auch der Teufel nicht mehr helfen, glaube mir.«

Hamir hielt sich mit einem Kommentar zurück. So optimistisch wie sein Boß war er nicht.

Waldo begab sich auf den Rückweg. Den bewußtlosen McGrath ließen sie liegen. Sie hatten jetzt andere Sorgen…

***

Wie auch Suko. Nur ging es bei ihm um das nackte Leben. Man hatte ihn mit einem Menschen zurückgelassen, der diesen Begriff kaum verdiente. Ahmet war ein wilder Mörder.

Genau das erklärte er Suko auch. »Du hast keine Chance, Chinese, überhaupt keine. Der Keller wird für dich zum Grab!« Er lachte, drehte mit einem Revolver und seiner stählernen Hakenhand. Dann fragte er noch etwas. »Kennst du Dart?«

»Das Spiel?«

»Genau, die Engländer lieben es so. Ich aber habe es etwas abgewandelt, verstehst du?«

»Nein!«

Ahmet senkte seinen rechten Arm, so daß die Stahlklaue direkt auf Suko zeigte. »Messer-Dart!« flüsterte er. »Ein besonderes Spiel mit lebenden Zielscheiben.«

Im gleichen Augenblick betätigte er einen unter dem Ärmel seiner Manschette verborgenen Kontakt.

Sofort löste sich ein Pfeil aus der Sperre!

Suko sah nur etwas blitzen, spürte den Luftzug an den Haaren und hörte hinter sich den Einschlag. Der abgeschossene Pfeil war in den Küchenschrank geschlagen.

Ahmet lachte. Auch dabei blieb sein Gesicht fast ausdruckslos.

»Gut, nicht wahr?« fragte er. »Mein kleiner Freund ist sehr nahe an dir vorbeigeflogen. Du hast den Tod schon spüren können. Den Eishauch des Sensenmannes.« Er hörte sich gern reden und besaß ein Faible für Übertreibungen.

Suko blieb ruhig. Er wollte sich keinesfalls provozieren lassen und wartete ab, was Ahmet vorhatte und ob er ihn tatsächlich erst in den Keller schaffen wollte.

Der Libyer schielte zur Tür. Die Mündung wies dabei auf den Inspektor. »Dann geh vor«, sagte der dunkelhaarige Mann. »Geh vor und nach links.«

Suko ließ sich Zeit, was Ahmet überhaupt nicht gefiel. Er stieß ihm den Haken in den Rücken. »Bewege dich! Ich will, daß du schneller gehst. Du sollst sterben.«

Er regte sich auf. Dieser Mensch war unberechenbar. Er spielte mit seinen Feinden, um plötzlich und blitzschnell zuschlagen zu können.

Suko wollte ihn nicht weiter provozieren und hob die Hände in Schulterhöhe. Er rechnete sich trotz allem noch eine Chance aus, denn Ahmet hatte ihm den Stab nicht abgenommen.

Suko mußte die Kellertür öffnen. Die Treppe, die vor ihm lag, war sehr schmal, bestand aus Steinen und führte in eine feuchte, kalte und muffig riechende Welt.

»Geh!«

»Im Dunklen?«

»Mach schon.«

Suko durfte sich auch nicht am Geländer festhalten. Er stieg vorsichtig in die Finsternis hinab, die sehr schnell verschwand, weil Ahmet einen Lichtschalter gefunden hatte.

Zwei Lampen brannten unter der Decke und gaben ein Licht ab, das den Namen kaum verdiente.

Hinter der Treppe erreichten sie einen großen Raum, in dem alles lagerte. Angefangen von gepreßten Torfballen, gefüllten Einmachgläsern, Werkzeug, Holz und einem an der Wand hochwachsenden Kohleberg, auf dem, wie eine schaurige Dekoration die beiden alten Menschen lagen.

Mrs. Gladstone war an einem Herzschlag gestorben, ihren Mann aber hatte der Killer umgebracht.

Das sah Suko auch.

Über seinen Rücken lief ein kalter Schauer. Er wußte nun, daß Ahmet kein Pardon kannte.

»Geh zu den Torfballen!« befahl er.

»Und dann?«

»Wirst du dich umdrehen, stehenbleiben und mich anschauen. Aber laß deine verdammten Hände oben!«

»Ist gut!«

Diesmal ließ Suko sich nicht zur Eile antreiben. Er schritt sehr langsam auf das Ziel zu. Als seine Füße den Torf berührten, drehte er sich um.

Ahmet hatte eine für sich ideale Entfernung ausgesucht. Wenn er schoß, konnte er Suko nicht verfehlen. In seinem Gürtel steckte noch die Beretta.

»Ich werde dich neben die beiden Alten legen!« erklärte er. »Dann ist alles klar.«

Suko schüttelte den Kopf. »Glauben Sie denn im Ernst, daß Sie noch aus England herauskommen?«

»Aber sicher!«

»Man wird Sie jagen. Die haben…«

»Wir sind Diplomaten, Chinese. Der Plan ist so gut vorbereitet.«

»Noch habt ihr Julie nicht!«

»Wir werden sie bekommen.«

»Und was habt ihr mit ihr vor?«

»Wir nehmen sie mit in unsere Heimat. In Tripolis wartet man schon auf sie. Julie und ihre Kräfte werden uns beistehen, den Heiligen Krieg zu gewinnen. Er wird in eine völlig neue Phase eintreten, das kann ich dir versprechen.«

»Niemals werdet ihr siegen!«

Ahmet grinste kalt. »Schade, daß du es nicht mehr erlebst. Du bist gleich tot.«

»Moment«, sagte Suko. »Ich möchte dir noch etwas geben.«

»Was?«

»Es ist ein Erbstück, außerdem sehr wertvoll. Ich hänge daran.«

»Was ist es, und wo ist es?«

»Ich trage es bei mir!«

»Zeigen!«

»Darf ich die Arme senken?«

»Nur einen!«

»Gut.« Suko senkte den rechten.

Ahmet ließ ihn nicht aus den Augen und Suko hütete sich davor, verdächtig zu erscheinen. Er war innerlich kalt, denn er wußte, daß er es schaffen konnte. »Es befindet sich in meiner Innentasche.«

»Hol es hervor, Chinese. Aber denke daran, daß meine Kugel immer schneller ist.«

»Das weiß ich, Ahmet. Ich möchte auch nur, daß du es in Verwahrung nimmst.« Seine Hand war inzwischen in der Innentasche verschwunden und hatte den Stab umklammert. Schon jetzt hätte Suko das magische Wort rufen können, um die Zeit für fünf Sekunden anzuhalten, aber er reizte noch höher.

Ahmet, der ihn genau beobachtete, bekam große Augen, als er den Gegenstand in Sukos Hand sah. Er konnte damit nichts anfangen. Der Stab, einstens von Buddha geschaffen, sah aus wie ein Gummiknüppel. Nur wer genau hinschaute, entdeckte die Einkerbungen. Sie bestanden aus Zeichen, die selbst Suko noch nicht identifiziert hatte.

»Was ist das?« fragte der Libyer.

»Ein Erbstück.«

»Von deiner Familie?«

Suko lächelte. »So könnte man es nennen, es trifft aber nicht genau zu. Der Stab stammt von einem sehr weisen Menschen, der genau gewußt hat, was er damit erfand.«

»Ich soll also…?«

»Nein, Ahmet. Ich kann ihn nicht aus der Hand geben, weil er mir nämlich das Leben retten wird.«

Der Orientale wollte sprechen und gleichzeitig lachen. Er hatte schon den Mund geöffnet, als Suko nur ein Wort rief.

»Topar!«

Nur halblaut hatte er es auszusprechen brauchen, das aber genügte völlig Ahmet blieb stehen, wie er auch gestanden hatte. Der Mund klappte nicht mehr zu, er vereiste innerlich, konnte nicht einmal den kleinen Finger bewegen, und nur der Träger des Stabes war in der Lage, zu handeln.

Das tat Suko auch.

Blitzschnell war er bei Ahmet. Den Stab hatte er wieder eingesteckt, weil er beide Hände brauchte, um Ahmet zu entwaffnen. Er durfte in dieser Zeitspanne alles, nur nicht töten. Dann wäre die Magie des Stabes verlorengegangen.

Die Beretta steckte er ein und behielt den Revolver des Libyers in der Hand. Suko fand auch seine Dämonenpeitsche, die der Mann in den Gürtel gesteckt hatte.

Dann war die Zeit um.

Blitzschnell ging Suko einen Schritt zurück. Er stand jetzt seitlich von Ahmet, der seinen rechten Zeigefinger in einem Reflex bewegte, aber nicht abdrücken konnte.

»Deine Waffe habe ich!« sagte Suko leise.

Erst jetzt fuhr Ahmet herum. Er sah aus, als wäre er aus einem tiefen Traum erwacht, schüttelte noch den Kopf und konnte nicht fassen, daß er verloren hatte.

»Ja, so ist das!« sagte Suko.

»Wie? Du… du … wie hast du es geschafft?«

Suko lächelte kalt. »Vielleicht besitze ich die gleichen oder ähnliche Fähigkeiten wie Julie. Wer kann das schon wissen, nicht wahr, mein Freund?«

»Nein, das glaube ich nicht. Es war ein Zauber, nicht?« Wie viele Orientalen war auch er abergläubisch.

»Ja, und kein fauler Zauber. Schluß mit den Spielereien. Jetzt wird es ernst, mein Freund.«

»Was willst du…?«

»Wir gehen wieder nach oben. Diesmal gehst du vor. Los, dreh dich herum!«

Ahmet staunte noch immer. Er kam einfach nicht darüber hinweg, daß es seinem Gegner gelungen war, ihn zu überfallen. Deshalb schüttelte er einige Male den Kopf und reagierte unheimlich schnell.

Suko wurde überrascht. Er sah noch die stählerne Hakenhand auf sich zurasen, hörte das metallisch klingende Geräusch, dann wurde ihm der Revolver aus der Hand geschleudert.

Die Waffe flog bis auf den Kohlehaufen, was Suko nicht mehr sah, denn er mußte sich gegen die Attacken des Mannes zur Wehr setzen.

Ahmet war wie von Sinnen. Er kämpfte mit einer wilden Wut, seine Schreie drangen durch den Keller, und er griff den Inspektor an wie ein Berserker.

So wie er seine Hakenhand bewegen konnte, glich es schon einem artistischen Kunststück. Er schaffte es, Suko in die Defensive zu drängen, so daß dieser nicht an seine Waffen herankonnte.

Ahmet drosch zu. Er holte nicht weit aus, die Hiebe waren kurz angesetzt, dennoch sehr kraftvoll und kaum zu erkennen.

»Ich werde dich zerreißen, Chinese!« brüllte er dabei. Ahmet wußte nicht mehr, was er sagte, er war einfach von Sinnen.

Suko hatte bisher durch blitzschnelles Reagieren ausweichen können. Irgendwann einmal würde ihn der Haken doch erwischen, und darauf wollte es der Chinese nicht ankommen lassen.

Er katapultierte sich regelrecht zurück und prallte mit dem Rücken gegen die Torfballen.

Sofort war Ahmet da. Seine Hakenhand schoß vor, wieder schrie er dabei, und der Haken hätte Suko dicht über der Gürtelschnalle erwischt, doch mit einer blitzschnellen Drehung entging der Inspektor dem Angriff.

Ahmet rammte seine künstliche Hand tief in den Ballen. Sie blieb für einen Moment stecken, als er die Hakenhand wieder herauszog, riß er den gesamten Ballen mit.

Jetzt konterte Suko.

Ahmet hatte genug damit zu tun, sich von diesem Hindernis zu befreien, und Suko brauchte sich nicht einmal großartig anzustrengen. Er traf zuerst mit der Faust, danach mit der Handkante.

Der letzte Hieb säbelte den Libyer von den Beinen.

Er torkelte noch gegen das Regal mit den Einmachgläsern, die anfingen zu klirren, als sie gegeneinander schlugen, dann sackte Ahmet zusammen.

Auf dem Bauch blieb er liegen, die Arme ausgestreckt und den Torfballen noch immer am Haken hängend.

Suko schaute auf ihn herab. Um seine Lippen zuckte ein Lächeln.

»Manchmal übernimmt man sich eben«, sagte er leise. »Man sollte sich die Gegner immer zuvor anschauen.«

Er bückte sich und zerrte den Torfballen los. Er war relativ schwer, da er ziemlich feucht war. Suko schleuderte ihn zur Seite und rollte auch den Libyer herum. Dessen Blick war leicht glasig geworden, die Lippe zitterte. In eine tiefe Bewußtlosigkeit konnte er nicht gefallen sein.

Suko holte eine Handschelle hervor. Er wollte ihn anketten und im Keller lassen.

Da griff Ahmet an.

Diesmal erwischte er Suko mit dem Haken. Der drehte sich um den linken Fußknöchel des Inspektors. Ein Ruck genügte, um Suko von den Beinen zu holen.

Dank seines Könnens und seiner Geschicklichkeit schaffte Suko es,

sich noch in der Luft einzurollen. Er wollte den Aufprall mildern.
Ahmet sprang hoch.
Nicht mehr so schnell wie vor Minuten noch, er war ziemlich benommen, aber er wußte auch, was er wollte. Mit großen, dennoch unsicheren Schritten näherte er sich der Treppe, wollte hoch und so die Flucht ergreifen.
Auch Suko kam wieder auf die Beine.
Da drehte Ahmet sich um.
Er stand auf der zweitletzten Stufe, seine Stahlhand schoß vor, und Suko dachte plötzlich an die Dart-Demonstration in der Küche.
Zielen und treffen konnte der Libyer.
Er schickte den Pfeil auf die Reise.
Ein tödlicher Hauch raste auf Suko zu. Schräg angesetzt, von oben kommend.
Der Inspektor drehte sich ab. Es sah fast tänzerisch aus, und so rammte der Pfeil nicht in seinen Magen, er zupfte noch an seiner Hüfte entlang und klirrte gegen die Wand.
Als Ahmet seinen Mißerfolg erkannte, stieß er einen heulenden Laut aus. Eine Mischung aus Wut und Enttäuschung. Dabei drehte er sich um und stolperte die Stufen hoch.
Suko nahm die Verfolgung auf. Ahmets Vorsprung war zu groß.
Auf der Treppe konnte Suko den Kerl nicht mehr erwischen. Der Libyer tauchte in den Flur – und Suko hörte ihn schreien.
Sekunden später sah er den Grund.
Im Flur stand eine Person.
Julie!

***

Sie stand nur da und sagte nichts. Auch Suko lief nicht mehr weiter.
Er schaute an Ahmets Schulter vorbei auf Julie, die einfach nur dastand und die Ruhe selbst war.
Das aber täuschte.
Suko brauchte nur in ihr Gesicht zu sehen, um zu wissen, daß etwas anders geworden war. Er sah das Mädchen zum erstenmal, gleichwohl wußte er, daß so kein normales Kind wirkte. Ein Strahlenmantel schien sie zu umgeben, der jedoch nicht sichtbar war.
Man konnte ihn einfach spüren.
Sie sagte nichts, deshalb waren auch die wiehernden Laute draußen vor dem Haus so deutlich zu hören.
Julie war mit den Pferden zurückgekehrt. Sie ließ die Tiere warten, konzentrierte sich einzig und allein auf Ahmet, ohne sich um Suko zu kümmern.
»Sie leben nicht mehr«, sagte sie mit tonloser Stimme.
»Wen meinst du?«

»Meine Großeltern.«

Ahmet lachte unecht. »Tu nicht so. Weshalb sollten sie gestorben sein? Keine Sorge, die sind putzmunter. Sie haben das Haus nur eben verlassen. Ich habe sie besucht, um mit ihnen über dich zu sprechen, Julie. Meine Freunde und ich wollen dich mitnehmen und werden dich reich belohnen. Du bekommst alles, was du dir vorstellen kannst – alles.«

»Sie sind tot!«

»Nein, ich…«

»Und du hast sie umgebracht!«

Wieder gab Ahmet das unechte Lachen ab. »Ich? Wie kommst du denn darauf?«

»Ich spüre es!«

»Das ist ein Irrtum!«

»Ist es nicht. Gib es zu, du Mörder, daß du sie getötet hast. Gib es endlich zu!«

»Nein, verdammt!« Er schluckte und holte hechelnd Luft. »Du solltest dir mein Angebot überlegen, du…«

»Warum hast du es getan, Mörder?« Julie ließ nicht locker.

Insgeheim bewunderte Suko das Mädchen. Was Julie zeigte, das war mehr, als man erwarten konnte. Sie wirkte ungemein stark und gereift. Zudem wurde sie von einer Aura umgeben, die ebenfalls an Stärke und an eisernen Willen erinnerte.

Das merkte auch Ahmet. Er verlor viel von seiner Sicherheit. Als er den Kopf drehte, um Suko anzuschauen, sah der Inspektor den Schweiß auf seinem Gesicht und das Fieber in den Augen. Er war waffenlos und spürte, daß er »nackt« gegen Julie keine Chance hatte.

Er schaute das Mädchen wieder an. »Du willst also nicht mit mir gehen?«

»Nein! Ich bleibe so lange, bis ich erfahren habe, weshalb du meine Großeltern getötet hast!«

»Ich habe nicht!«

Da griff Julie ein und an! Zum erstenmal erlebte Suko etwas von ihrer starken Kraft und ahnte, weshalb gleich mehrere Geheimdienste hinter Julie her waren.

Ahmet schrie, als ihm plötzlich die Beine unter dem Körper weggerissen wurden. Er kippte nach vorn, schlug aber nicht mit dem Gesicht auf den Boden, sondern blieb in dieser Haltung liegen.

Waagerecht, starr und hüfthoch.

Suko schaute über ihn hinweg. Sein und der Blick des Mädchens trafen sich. Julie nickte ihm zu. »Ich weiß, wer du bist«, sagte sie leise. »John hat mir von dir berichtet. Du bist sein Freund und auch sein Kollege. Du heißt Suko.«

»Stimmt!«

Julie nickte leicht. »Hat er meine Großeltern getötet, oder nicht?«

»Ich war nicht dabei. Ich glaube es aber.«

»Wo sind sie?«

»Im Keller!«

Um Julies Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln. »Im Keller«, flüsterte sie. Plötzlich war nichts Kindliches mehr an ihr. Sie wirkte wie eine Erwachsene und demonstrierte, daß sie es sehr ernst mit dem Mörder meinte.

Sie spielte mit ihm.

Nicht ein Ruck lief durch den Körper des Mannes, als er langsam in die Höhe glitt und der Decke entgegenstieg. Seine Arme lagen dabei wie festgeleimt an den Seiten. Er starrte auf den Boden und prallte dann mit dem Rücken gegen die Decke.

Er war am Ziel!

Julie schaute zu ihm hoch. »Hast du sie getötet?«

»Neiinnn!« ächzte und schrie Ahmet die Antwort.

»Du machst es dir selbst schwer«, flüsterte das Mädchen und beherrschte ihn weiter.

Der Arm, der die Hakenhand trug, bewegte sich plötzlich. Zuerst sank er nach unten, und der Haken zielte genau zu Boden. Dann sorgte Julie dafür, daß er sich bewegte. Ahmet konnte nicht dagegen unternehmen. Er mußte ihn einfach anwinkeln und so führen, daß die Krümmung gegen seine Kehle zeigte.

»Hast du sie getötet?«

»Hör auf, verdammt!«

Sie machte weiter. Der Haken näherte sich immer mehr dem Hals des Mannes, dann berührte das Metall die Haut, und der Haken kam zur Ruhe. »Hast du sie getötet?«

Ahmet schwitzte Blut und Wasser. Er gab auch eine Antwort.

Allerdings in seiner Heimatsprache, die weder Julie noch Suko verstanden.

»Ich will, daß du Englisch sprichst!« verlangte Julie. »Wir wollen es hören. Ich will dein Geständnis. Weshalb hast du es getan? Noch hast du Zeit, um sprechen zu können, später nicht mehr. Verstehst du?«

»Treib es nicht zu weit, Julie!« sagte Suko warnend. »Ich kann deine Handlungen nur bis zu einer gewissen Grenze akzeptieren, das solltest du wissen.«

»Er hat sie getötet. Er soll es sagen!«

»Nein, sie hat einen Herzschlag bekommen.«

In die Augen des Mädchens, die von einem kalten Glanz erfüllt waren, trat für einen Moment so etwas wie Müdigkeit. Sie wirkte wie eine Puppe, ein Wesen, das gar nicht hergehörte. Dabei sah sie so normal aus in ihrem Anorak und den Jeans, auch wenn die Kleidung ziemlich verschmutzt war.

»Du hast sie gesehen, Suko, nicht?«
»Das habe ich.«
»Stimmt es?«
Der Inspektor nickte. »Ich glaube ja. Deine Großmutter muß so gestorben sein. Ihr Körper wies keinerlei Verletzungen auf.«
»Danke. Ich glaube dir. Und mein Großvater?«
Mit dieser Frage hatte Suko natürlich gerechnet. Sie war nicht so einfach zu beantworten. Er hob die Schultern. »Bei ihm sieht es etwas anders aus.«
»Also Mord?«
»Ja.«
»Hast du ihn getötet?« fragte Julie mit schneidender Stimme.
»Hast du ihn umgebracht? Gib jetzt eine Antwort. Es ist deine allerletzte Chance!«
Ahmet spürte die Spitze des krummen Hakens an seiner Kehle.
Sogar einige Blutstropfen liefen über das Metall. Zum erstenmal merkte er, wie es ist, wenn jemand in eine so schlimme Bedrängnis gebracht wird. Normalerweise hatte er dafür gesorgt.
»Ich… ich es war Notwehr«, würgte er hervor. »Ich wollte es nicht, aber dein Großvater …«
»Notwehr?« Julie lachte. »Ich weiß, was dieses Wort bedeutet. Ich habe in meinen wenigen Jahren sehr viel gelernt. Aber ich weiß auch, wie alt und wie schwach demnach mein Großvater war. Du bist stärker, du bist brutaler. Wie kannst du da von Notwehr sprechen?«
»Ha, du kennst ihn nicht. Du kennst deinen Großvater nicht«, erwiderte Ahmet hastig und zu einer regelrechten Verteidigungsrede ansetzend. »Nein, du kennst ihn nicht. Er war wie von Sinnen. Er wollte mich erschlagen, ich mußte mich wehren…«
»Gleich so?«
»Ja, der Haken hier und…«
»Du brauchst nichts mehr zu sagen«, erklärte das Mädchen. »Ich habe alles gehört.«
»Und nun?«
»Kannst du gehen!«
»Wie?«
»Ich lasse dich frei. Ich wollte nur genau wissen, wer meinen Großvater getötet hat.«
Ahmet konnte es nicht fassen. Dann aber wurde ihm seine ungewöhnliche Lage bewußt. »Wie… wie komme ich hier denn weg, verdammt? Ich kann mich nicht bewegen.«
»Doch, jetzt!«
Im Nu war der magische Bann gebrochen. Ahmet fiel von der Decke her steif wie eine Holzlatte dem Boden entgegen, wäre auch aufgeschlagen und hätte sich alles mögliche brechen können, aber

Julie fing ihn kurz vor dem Aufprall ab.

Sanft ließ sie ihn landen, und er blieb auf dem Bauch liegen, wobei er noch immer nicht begreifen konnte, daß er mit heiler Haut davongekommen war.

»Willst du nicht aufstehen, Mörder?«

Ahmet hob nur den Kopf an, um Julie ansehen zu können. »Ist das dein Ernst?«

»Natürlich. Ich lasse dich frei. Geh aus dem Haus. Du hast genügend Unglück angerichtet. Verschwinde von hier. Ich… ich will dich nicht mehr sehen.«

»Wenn das so ist…« Ahmet stand auf. Er lachte verlegen und schielte dabei auf Suko. »Also wenn das so ist, dann … dann werde ich jetzt gehen.«

»Du bleibst«, sagte Suko.

Ahmet schrak zusammen. Er drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand. »Aber sie hat gesagt, daß ich dieses Haus verlassen kann, zum Teufel! Jetzt sagst du, daß ich…«

»Er ist ein Mörder. Ich kann ihn nicht laufenlassen. Ich werde ihn dem Gesetz übergeben!«

»Ich will aber, daß er geht!«

»Tut mir leid, Julie!« Suko blieb konsequent. »Ich bin Polizeibeamter, das darfst du nicht vergessen. Durch meinen Eid bin ich dem Gesetz verpflichtet. Ich würde es auf den Kopf stellen, wenn ich einen Mörder einfach laufenließe. Noch etwas. Unser gemeinsamer Freund John Sinclair hätte an meiner Stelle ebenso gehandelt. Auch er muß dem Gesetz einfach gehorchen.«

Julie überlegte. »Ich habe mich anders entschieden.«

»Ja!« schrie Ahmet plötzlich, dessen Blick zwischen Julie und Suko hin- und hergeflogen war. »Da hörst du es. Sie will, daß ich gehe, und ich werde gehen. Sie ist hier die Hausherrin, nicht du hast zu sagen, Bulle. Also gehe ich!«

»Du bleibst.« Suko wollte vorgehen und den Arm ausstrecken, da traf ihn Julies Bann.

Es war für ihn so wie für andere Menschen, die in die Magie des Stabes gerieten. Suko konnte sich plötzlich nicht mehr bewegen. Er stand starr auf dem Fleck, bekam alles mit und mußte mit ansehen, wie Ahmet ging.

Nach dem ersten Schritt überlegte er es sich anders. »Moment noch«, sagte er zu Julie. »Dieser Bulle hat meine Kanone. Ich will sie mitnehmen und…«

»Du gehst!«

Der Libyer schrak zusammen, als er die harte Stimme des Mädchens vernahm. Julie hatte so gesprochen, daß sie keinen Widerspruch duldete, und Ahmet fügte sich.

Er nickte. »Schon klar«, sagte er. »Schon alles klar. Ich werde nicht länger hierbleiben. Überlege du es dir, ob du nicht doch mit uns willst. Wir könnten dir…«

»Ich habe mich schon entschieden, Mörder«, erklärte Julie doppeldeutig.

»Ach ja. Dann mach's gut.« Ahmet lachte dümmlich auf. Er wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte und lief geduckt durch den Flur auf die Haustür zu.

Suko blieb auch weiterhin unter dem Bann des Mädchens. Erst als der Libyer verschwunden war, löste sie ihn.

Da vernahm Suko den fürchterlichen Schrei und gleichzeitig ein schrilles Wiehern…

***

Auf Julies Gesicht zeigte sich plötzlich ein Lächeln. Sie hatte beide Geräusche ebenfalls vernommen. Die Lippen zuckten, die Augen fingen an zu strahlen.

»Was ist los?«

»Geschafft!« sagte sie. »Es ist geschafft!«

»Wieso?«

Julie hob nur die Schultern und trat zur Seite, damit Suko vorbeigehen konnte.

Der Inspektor hatte es plötzlich mehr als eilig. Er hetzte auf die Haustür zu, riß sie auf, wollte nach draußen rennen und blieb, wie vor eine Mauer gelaufen, stehen.

Vor dem Haus hatten sich sechs Pferde versammelt. Auf den ersten Blick sahen sie völlig normal aus, auf den zweiten nicht, denn sie besaßen glühende Augen, und zwei von ihnen spien fauchend Feuer.

Auch das konnte Suko vergessen. Ihn interessierte nur dieser pechschwarze Hengst.

Auch dessen Maul war offen.

Zwischen den beiden Hälften aber steckte Ahmet, der Mörder. Ob er noch lebte, konnte Suko nicht feststellen. Jedenfalls war er mit der oberen Hälfte seines Körpers nach vorn gesunken, und die Arme hingen wie zwei starre Pendel dem Boden entgegen, wobei der Haken noch über die Erde schleifte.

So also war der Mörder bestraft worden!

***

Die geballte Kraft des Kreuzes verwandelte sich in einen wahren Energiestrom, der die Kugel umhüllte wie ein strahlend heller Mantel. Die Kugel selbst sowie auch die drei Hexen waren für mich nicht sichtbar, denn auch mich blendete das Licht.

Ich bekam den Eindruck, über dem Sumpfhügel zu schweben und das Kreuz als Rettungsanker zu benutzen. Nicht ich hielt es fest, sondern

es mich. Von der Kugel her klangen mir Geräusche entgegen. Ein hartes, fast brutales Splittern. Ich hörte auch leise Schreie, als wären sie auf einem fernen Stern geboren, dann fiel das Licht zusammen. Kurz zuvor zeigte es mir ein merkwürdiges Bild. Ich nahm an, daß es aus der Vergangenheit stammte.

Ich sah drei wunderschöne Frauen mit ähnlichen Gesichtszügen, aber unterschiedlichen Haarfarben. Das mußten die Grandi-Schwestern sein, wie sie sich als junge Mädchen auf die Seite des Bösen gestellt hatten.

Sie standen noch wie gemalt vor mir. Ihre Schönheit war beeindruckend, aber sie verging.

Die Schwestern fielen zusammen, sie konnten sich nicht mehr halten, ich hörte sie noch einmal schreien, dann verschwanden die schönen Gesichter und verwandelten sich in alte, häßliche Rindenfratzen.

Die Realität hatte mich wieder!

Eine Realität mit der zerstörten Kugel, meinem heilgebliebenen Kreuz und dem Hexen-Trio, das dicht davorstand, seine Existenz auszuhauchen.

Die Kugel war zerstört. Glassplitter lagen auf meiner Handfläche, hatten mich aber nicht verletzt. Ich drehte die Hand und ließ die Reste zu Boden fallen.

Dann konzentrierte ich mich auf die Grandi-Schwestern. Auch die waren nicht mehr die, wie ich sie noch vor einigen Minuten erlebt hatte. Sie bewegten sich zwar, das geschah jedoch ungewöhnlich langsam, wie unter Druck.

Sie hoben die Arme, als wollten sie mir zuwinken, und es war Daniela Grandi, die einen zögernden Schritt nach vorn kam, mich anstarrte und anfing zu sprechen.

»Du… du hast es bei uns geschafft, Fremder. Du hast uns …« Ihr Mund stand offen und entließ das, was sie in ihrem Innern produziert hatte.

Würmer…

In einem langen Strom quollen sie hervor. Eine Quelle aus zappelnden kleinen Tieren. Dann fiel sie.

Ich tat nichts, als sie vor meinen Füßen auf dem Boden liegenblieb, und ich sah, daß ihr Körper praktisch nur aus den Würmern bestand.

Welche der beiden anderen Schwestern sich bewegt hatte und jetzt wegging, das wußte ich nicht. Verena oder Sina hielten es auf dem Hügel nicht mehr aus.

Die eine rutschte hinab. Sie versuchte vergeblich, sich noch auf den Füßen zu halten. Wenig später rollte sie weiter, kroch ein Stück und blieb liegen, weil mit ihr das gleiche geschah wie mit Daniela, der älteren Schwester.

Auch aus ihrem Körper krochen die Würmer und ließen nur einen

alten Lappen zurück – das Kleidungsstück.

Die dritte konnte nicht mehr weggehen. Sie drehte sich, zeigte mir ihr Profil, und die Würmer strömten gleichzeitig aus dem Nasenloch und ihrem Mund.

Ich wandte mich ab. Das Hexen-Trio gab es nicht mehr. Mein Kreuz hatte das zerstört, was eigentlich schon längst hatte tot sein müssen. Das Erbe aber existierte noch.

Und es hatte einen Namen – Julie!

Ich dachte an sie, vergegenwärtigte mir noch einmal, wie ich sie und die Pferde erlebt hatte, und ich fragte mich, ob sie durch den endgültigen Tod der Grandi-Schwestern wieder normal geworden war. Ein junges Mädchen, das ohne die Belastung starker Kräfte lebte.

Der Sumpf würde den Mantel des Schweigens und des Vergessens über sie ausbreiten. Sie waren schon jetzt Legende.

Wo aber steckte Julie?

Ich überlegte, was ich an ihrer Stelle getan hätte und kam zu dem Entschluß, daß ich in den Ort geritten wäre. Dort wohnte sie, dort kannte sie sich aus. Sie hatte mir von Buckland in the Moor und ihren Großeltern auf der Fahrt nach Cornwall viel erzählt. Eigentlich gab es nur die eine Möglichkeit.

Den Weg hatte ich mir gemerkt. Es war einfach, den Wald zu verlassen. Vor mir lag die Sumpffläche wie ein grünbrauner Teppich. Jenseits davon führte die Straße her, an der auch Buckland in the Moor lag. Sie konnte ich nicht sehen, da das Gelände an einigen Stellen doch ziemlich wellig war.

Auch den Pfad fand ich wieder. Er führte an einigen Sumpflöchern vorbei, wurde auch mal weicher vom Untergrund her, aber er bedeutete eine relative Sicherheit.

Auf dem Weg sah ich auch die Gestalt.

Zuerst hielt ich sie für ein weggeworfenes Kleidungsstück, bis ich näher herankam und erkannte, daß es sich um einen Mann handelte, der sich nicht bewegte.

War er tot?

Ich war sehr schnell bei ihm, kniete neben ihm nieder und untersuchte ihn.

Nein, er lebte noch. Jemand hatte ihn niedergeschlagen. Unter den eisgrauen Haaren war seine Kopfhaut aufgeplatzt. Aus der Wunde sickerte ein dünner Blutfaden.

Ich wußte es nicht, ich fühlte es einfach nur, daß mir dieser Mann mehr über den Fall sagen konnte und daß er irgendwie daran beteiligt war. Deshalb wollte ich ihn auch aus seinem Zustand herausholen.

Wasser fand ich genügend. Ich ließ es von meinen hohlen Handflächen über seine Stirn rinnen. Es benetzte die Lippen, sickerte an den Wangen entlang, auch am Kinn, dann sah ich am Flattern der

Augenlider, daß wieder Leben in die Gestalt zurückkehrte.
»Wachen Sie auf, Mister«, sagte ich leise. »Bitte, wachen Sie auf! Es ist vorbei.«
Er mußte meine Stimme gehört haben. Jetzt öffnete er die Augen schneller, doch sein Blick war noch nicht so klar, wie ich es gern gewünscht hätte.
»Sind Sie okay?« fragte ich.
Seine Lippen bewegten sich. Es war sicherlich kein Lächeln. Ich sah auch die Angst in seinen Augen. Er versuchte, den Arm zu heben und ihn als Deckung vor sein Gesicht zu legen. »Nicht schlagen!« flüsterte er. »Auch nicht schießen…«
Ich lachte leise. »Weshalb sollte ich Sie schlagen?«
»Sie… die anderen …« Er griff dorthin, wo sich die aufgeplatzte Stelle am Kopf befand.
»Wer hat das getan?«
»Fremde.«
»Sie kennen sie nicht?«
»Nein, aber wer sind Sie?«
»Ich heiße John Sinclair und bin Scotland-Yard-Beamter.«
»Polizist?«
»Ja, und wer sind Sie?«
»McGrath!« flüsterte er. »Ich bin McGrath. Mir sind die Pferde unterstellt, wissen Sie?«
»Die Feuer gespien haben?«
»Ja, so plötzlich. Ich kann es mir nicht erklären.«
»Ja, sicher. Ich sah sie auch und das Mädchen.«
»Welches?«
»Kennen Sie…«
»Ja, natürlich, Julie. Entschuldigen Sie, die Kopfschmerzen. Sie sind einfach grauenvoll.«
»Und wer hat Sie niedergeschlagen, Mr. McGrath?«
»Es waren zwei Männer. Ausländer, Orientalen. Ich habe sie zuvor nie gesehen. Die Kerle nahmen mich mit in den Sumpf.«
»Was war der Grund?«
»Sie wollten Julie!«
»Nur sie?«
»Ja. Ich weiß nicht, was sie mit dem Mädchen vorhatten. Sie hielten das Haus seiner Großeltern besetzt. Es sind richtige Killertypen, das sage ich Ihnen.«
Ich konnte mir den Grund vorstellen. Die Männer mußten Julie wegen ihrer Fähigkeiten geholt haben. Es gab einfach keine andere Möglichkeit. Was hätten sie sonst mit einem Kind anstellen sollen?
Zudem war es leicht möglich, daß auch fremde Geheimdienste von Julies »Können« etwas mitbekommen hatten. London ist ein

Tummelplatz für ausländische Dienste aus aller Welt.

»Wie, sagten Sie, sahen die Männer aus?«

»Araber.«

»Da sind Sie sich sicher?«

»Klar. Ich kenne die Typen aus den Nachrichtensendungen im Fernsehen. Die Berichte aus Beirut und so…«

Ich nickte. »Sie haben es gut beobachtet, Mr. McGrath. Gratuliere!«

»Ach, hören Sie auf. Es blieb mir ja nichts anderes übrig. Außerdem hatte ich genügend Zeit. Aber ich glaube nicht, daß sie nur zu zweit waren. Als ich bei den Gladstones schellte, ging alles sehr schnell. Da habe ich noch zwei andere Typen sehen können.«

»Auch Araber?«

»Einer zumindest. Der andere sah aus wie ein Japaner oder ein Chinese. Es stand auch ein fremder Wagen vor dem Haus.«

»Ein Chinese?« wiederholte ich und beschrieb Suko.

»Das könnte er gut sein. Wieso? Kennen Sie den Mann?«

»Er ist ein Kollege von mir und ein guter Freund.«

»Wie gesagt, es ging alles sehr schnell. Ich habe auch nicht nachfragen können.«

»Das verstehe ich.«

McGrath hatte sich inzwischen in eine sitzende Stellung bemüht.

Ich stützte ihm den Rücken ab.

»Ich glaube, Mr. Sinclair, ich werde jetzt mal versuchen, aufzustehen.«

»Okay.«

Mit meiner Hilfe schaffte er es, auf die Beine zu kommen. Mich drängte die Zeit, das merkte McGrath.

»Wissen Sie was? Ich schaffe es allein. Kümmern Sie sich um Julie und die Männer. Das Mädchen hat auf dem Rücken von Hunter gesessen. Das ist der Hengst. Ich weiß nur nicht, was die Tiere so verändert hat.«

»Kommen Sie wirklich allein zurecht, Mr. McGrath?«

»Ja! Ich bin hart im Nehmen. Und wenn Sie die Kerle treffen, geben Sie ihnen den Gruß von mir zurück. Versprochen?«

»Abgemacht!« sagte ich.

Mir erklärte McGrath noch, wie ich am schnellsten zum Haus der Gladstones gelangte, dann ließ ich den alten Pferdezüchter zurück und machte mich auf die Socken…

***

»Bisher hatte ich eigentlich nie so recht an den Teufel geglaubt«, sagte Hamir und konnte das Zittern in seinen Worten kaum unterdrücken. »Aber jetzt glaube ich daran.« Er stieß auf. »Was sagst du dazu, Waldo, verdammt?«

»Sei ruhig!«
Auch Waldo war nervös. Er und seine beiden Kumpane hatten sich die Sache so einfach vorgestellt. Ein kleines Dorf in Cornwall, wo die Menschen noch hinter dem Mond lebten, da war es eigentlich eine glatte Sache, ein Kind wegzuholen, auch wenn es übernatürliche Fähigkeiten besaß. Es war eben alles anders gelaufen, und sie steckten bis zu den Hälsen im Mist.
Hinter einem dichten Buschgürtel hatten er und Hamir Deckung gefunden. Vom Haus aus konnten sie nicht gesehen werden, um so besser beobachteten sie das Gebäude, vor dem sich die höllischen Gäule versammelt hatten.
Kein Tier war unterwegs weggelaufen. Zu sechst standen sie vor dem Bau und nicht weit von dem abgestellten Wagen des Chinesen entfernt. Nur befand sich Julie nicht mehr bei den Tieren. Sie mußte abgestiegen und in das Haus hineingegangen sein.
Bisher hatte sich auch Waldo nicht getraut, hineinzugehen. Seine Gedanken drehten sich momentan um Ahmet. Sie hatten ihn zurückgelassen, damit er den Zeugen beseitigen konnte. Stellte sich die Frage, ob er es noch vor der Rückkehr des Mädchens geschafft hatte.
Vielleicht war es ihm dann auch gelungen, die Kleine zu überwältigen.
Sicher konnten beide nicht sein, deshalb trauten sie sich auch nicht, etwas zu unternehmen.
Ein Fernglas trugen sie nicht bei sich. Dafür lag der Feldstecher im Wagen, und dort wollten sie nicht hinlaufen, weil sie dann die Deckung hätten verlassen müssen.
So warteten sie. Es war auch nichts zu hören. Kein Fenster stand offen. Wenn im Haus etwas geschah, schluckten die Mauern jedes Geräusch.
Auch im Dorf selbst war es ruhig. Hin und wieder wehte der Wind Stimmenklang zu ihnen hinüber, manchmal auch das Geräusch eines fahrenden Wagens, das war schon alles.
»Ich glaube, daß es Ahmet nicht geschafft hat.«
»Und wieso glaubst du das?«
»Gefühl, Waldo. Das habe ich einfach im Gefühl, verstehst du?«
»Ich nicht.«
»Du setzt noch auf ihn?«
»Sicher, falls man mich nicht vom Gegenteil überzeugt. Ahmet ist ein zweibeiniger Tiger, den wirft so leicht nichts aus der Bahn. Und die Gäule sind auch draußen. Sie…«
»Da kommt er!«
Waldo und Hamir sprachen nicht mehr weiter. In der Tat wurde die Haustür geöffnet. Ahmet taumelte über die Schwelle. Er sah nicht so

aus, als wäre er der große Sieger, das konnten die beiden Beobachter gut erkennen, weil sie nur eine Straßenbreite von ihrem Kumpan trennte.

Ahmet schaute nicht mehr zurück, obwohl die Haustür hinter ihm offen blieb. Er machte den Eindruck, als wäre er gerade noch dem Teufel von der Schippe gesprungen.

Hamir wollte hoch und zu ihm eilen, aber Waldo legte ihm schwer die Hand auf die Schulter. »Bleib unten!« zischte er.

Es war gut, daß sie sich nicht zeigten, sonst wäre ihnen unter Umständen das gleiche Schicksal widerfahren wie Ahmet.

Der schwarze Hengst reagierte am schnellsten. Bevor sich Ahmet versah, hatte er ihn schon gepackt. Er drehte den Kopf, sein Maul war dabei so weit offen wie möglich, und Ahmet, der es kaum fassen konnte, tat überhaupt nichts.

Die beiden Hälften des Pferdemauls klappten zusammen wie die Backen einer Zange.

Ahmet schrie kurz auf, dann riß ihn die Kraft des Tieres schon hoch, und sein Schrei brach ab.

Feuer strömte aus den Nüstern des schwarzen Tieres und glitt über Ahmets Gestalt, ohne sie dabei in Brand zu setzen.

Hamir und Waldo waren entsetzt. Der Fahrer konnte es einfach nicht fassen, er hielt sich die Augen zu, weil er nicht hinschauen wollte, und hörte die zischende Stimme seines Chefs.

»Da ist der Bulle!«

Suko stand in der offenen Tür und sah das Schreckliche mit an.

Der Hengst hatte sich den Killer mit der Stahlklaue geholt. Noch einmal bewegte er seinen Kopf von rechts nach links. Es sah unwillig aus, dann senkte er ihn und ließ den Mann mit der Stahlklaue los.

Ahmet fiel zu Boden. Mit dem Kopf zuerst prallte er auf, bevor er zusammensackte.

»Verdammt, der ist bei Allah!« flüsterte Hamir.

Waldo sagte nichts. Sein Schnauzbart zitterte. Das Gesicht hatte einen noch härteren Ausdruck angenommen. Wie eingedrückt wirkte die dünne Haut an den Wangen.

Aber seine Hände waren ruhig, als er mit einer sicheren und tausendmal geübten Bewegung den großkalibrigen Revolver hervorholte.

»Du willst ihn killen?« fragte Hamir.

»Ja, den Bullen!«

»Und dann?«

»Nehme ich mir die Gäule vor. Ich glaube kaum, daß sie den Kugeln widerstehen werden.«

»Das mußt du wissen.«

Waldo war ein Killer. Wie viele Personen er schon auf dem Gewissen

hatte, konnte er nicht sagen. Seine Finger jedenfalls reichten da längst nicht aus.

Er wußte auch, wie er sich in Streßsituationen wie dieser hier verhalten mußte. Mit der linken Hand schob er die braunen, feucht schimmernden Zweige ein wenig zur Seite, so daß sein Blickfeld besser wurde. Durch diese Lücke schob er den langen Lauf des schweren Magnum-Revolvers.

Die Mündung wirkte wie ein leeres Auge. Der Chinese ahnte von nichts.

Er stand noch immer auf der Türschwelle, schaute auf die Pferde und auch auf den Toten, der vor den Füßen des schwarzen Hengstes lag. Äußerliche Wunden waren nicht zu erkennen, auch kein Blut, aber die starren Augen sagten Suko genug.

Dieses Pferd war ein Killer, ein vierbeiniger Mörder, der eine schreckliche Rache genommen hatte, die jedoch nicht auf seinem Mist gewachsen war, weil hinter ihm jemand stand, der ihn lenkte.

Suko hörte Schritte.

Er drehte sich.

Julie kam auf ihn zu. Ihr Gesicht zeigte ein Lächeln, das allerdings nicht die Augen erreichte.

»Er lebt nicht mehr«, sagte Suko.

Das Mädchen nickte. »Ich wußte es.«

»Und woher?«

Julies Lächeln wurde breiter. »Die Pferde sind meine Freunde. Sie lassen mich nicht im Stich. Sie beschützen mich. Ich hätte John Sinclair nicht gebraucht, glaube ich.« Neben Suko blieb sie stehen.

Auch Julie konnte jetzt aus der Tür und über die Straße hinwegschauen, wo sich auf der anderen Seite der Buschgürtel hinzog, hinter dem die beiden Männer auf der Lauer lagen.

Noch hatte Waldo nicht geschossen…

Er war drauf und dran gewesen, den Zeigefinger zu krümmen, dann aber hatte sich der Bulle gedreht, weil Julie gekommen war.

»Wenn ich ihn von ihrer Seite geholt habe, werden wir den Schock ausnutzen und sie holen. So mache ich es.«

Hamir gab keine Antwort. Er fühlte sich einfach überfordert. Zudem war Waldo der Boß in diesen Dingen. Der wußte genau, was er tat. Bisher war auch nichts schiefgelaufen.

Suko wunderte sich darüber, daß Julie vortrat, dabei weder auf die Pferde achtete noch auf den Toten, dafür aber mit den Blicken die gegenüberliegende Seite der Straße absuchte.

»Was hast du?« fragte der Inspektor.

»Ich weiß es nicht genau. Etwas stimmt nicht.« Sie holte tief Luft.

Ihre Haare sträubten sich dabei. »Ich spüre so etwas wie Gefahr.«

»Kannst du dich deutlicher ausdrücken?«

»Gefahr für dich, Suko. Geh zurück ins Haus.«

»Wieso gerade ich?«

»Bitte!«

Suko zögerte noch. Er durfte die Warnung nicht auf die leichte Schulter nehmen. Das Mädchen war sensibel. Es spürte mehr als Suko. Julie wußte, wenn etwas nicht stimmte.

»Auf der anderen Straßenseite«, wisperte sie. »Von dort spüre ich die Strömungen.«

»Wer gibt sie ab?«

»Es sind… es ist …« In die Pferde geriet Unruhe. Bisher hätten sie ruhig gestanden, nur ab und zu mal die Köpfe erhoben und zu den Wartenden geschaut, während in ihren Augen das rote Feuer glühte. Auch sie merkten, daß nicht mehr alles so war wie noch vor Sekunden.

Es konnte eigentlich nur die beiden Libyer sein, die in der Nähe lauerten.

»Jetzt!« sagte Julie.

Sie hatte sich nicht geirrt, denn Waldo, der genau gezielt und die Szene vor dem Haus beobachtet hatte, drückte plötzlich ab. Er hatte nicht mehr länger warten können.

Seine Tötungsabsicht spürte auch Julie. Und sie handelte dementsprechend. Das Mädchen aktivierte seine Kräfte und setzte sie als geballte Ladung gegen Waldo ein.

Der Schuß peitschte auf. Waldo hatte Suko im Visier gehabt, doch die Kugel traf nicht den Chinesen. Waldo hatte plötzlich das Gefühl, von einer unsichtbaren Hand gepackt worden zu sein, die seinen rechten Arm in die Höhe schleuderte.

Die Mündung der Waffe zeigte in dem Augenblick ins Leere, als er abdrückte.

Das Geschoß, das Suko hätte treffen sollen, jagte gegen den grauen Himmel, wo es von den Wolken verschluckt wurde.

Suko schrak zusammen, als hätte man ihm einen Hieb versetzt. Er sah auf das Mädchen, das zurückging, sein Gesicht noch stärker verzerrte und Suko in das Haus drängte.

Die Pferde preschten plötzlich los. Selbst der schwarze Hengst wollte nicht länger vor dem Haus bleiben. Der überraschende Schuß hatte sie aufgeschreckt. Wieder hämmerte eine Waffe.

Diesmal trafen die Kugeln. Zwar erwischten sie weder Julie noch Suko, sie schlugen in die Hauswand oder hämmerten gegen die Fensterscheiben. Sie zerbrachen mit lautem Klirren und Platzen.

Suko hatte sich geduckt und dabei das Mädchen Julie zu Boden gezogen. Sie hörten von draußen einen wilden Schrei.

Das konnte nur der Killerboß gewesen sein. Suko hatte die Stimme erkannt. Er bat Julie, am Boden zu bleiben, lief selbst zur Tür und

peilte nach draußen.

Schießend rannte Waldo über die Straße. Er zielte verdammt gut, so daß Suko den Kopf zurückziehen mußte, um nicht von einer Kugel erwischt zu werden.

Als er wieder schaute, waren Waldo und der zweite Mann ebenso verschwunden wie die Pferde.

Leer lag die Straße vor ihm.

Julie kam. »Sie sind weg, nicht?«

»Weggelaufen!«

Das Mädchen lächelte. »Ich weiß nicht, ob sie Angst hatten. Vielleicht hecken sie eine neue Teufelei aus.«

»Das ist möglich. Was ist mit den Pferden?«

»Sie haben sich erschreckt.«

»Und jetzt?«

»Ich weiß es nicht, ob sie zurückkommen. Es sind ja keine normalen Tiere, verstehst du?«

»Kannst du sie nicht holen?«

»Ich will es nicht.« Julie ließ Suko stehen und schritt die schmale Treppe hoch. Der Inspektor wunderte sich über das Verhalten des Kindes. Er konnte sich einfach keinen Reim darauf machen. Bisher hatte Julie voll auf seiner Seite gestanden. Jetzt kam sie ihm plötzlich so fremd vor.

Etwas stimmte da nicht.

Seine Aufmerksamkeit wurde von anderen Dingen in Anspruch genommen. Wenn ein Wagen am Haus vorbeifuhr, so fiel dies auf, weil die Straße ansonsten sehr ruhig war.

Und der Wagen wurde beschleunigt. Suko konnte sich vorstellen, wer die Insassen waren, er schaute aus dem Fenster und sah den schweren Cadillac.

Diesmal schoß Waldo nicht mit einem Revolver. Die Kugeln hackten aus einer kurzläufigen Maschinenpistole. Er bestrich während des Fahrens die Hauswand, zerstörte noch ein Fenster, schaffte es aber nicht, den Inspektor zu treffen.

Dann war der Wagen vorbei.

Als Suko auf die Straße rannte, sah er nur mehr das Heck des schweren Amerikaners, und er selbst konnte seine Waffe sinken lassen. Hinter dem Fahrzeug herzuschießen, wäre Munitionsverschwendung gewesen.

Wenn er es recht überlegte, konnte er froh sein, es überhaupt geschafft zu haben, am Leben zu bleiben. Das tröstete ihn zwar, hatte ihn bei seinen Ermittlungen aber nicht weitergebracht. Der Fall hing nach wie vor in der Schwebe.

Suko kam sich so allein vor. Wenn jemand im Ort die Schüsse gehört hatte, was sicherlich der Fall gewesen war, so reagierte man dort

überhaupt nicht. Vielleicht hatten die Bewohner auch Angst, sich auf der Straße zu zeigen oder nachzuforschen.

Suko hatte natürlich daran gedacht, die Verfolgung der Killer zu übernehmen, andererseits dachte er auch an seinen Auftrag, den ihm Sir James gegeben hatte.

Er mußte sich einfach um das Mädchen kümmern. Gerade jetzt, wo Julie ihre Großeltern verloren hatte, durfte sie nicht allein dastehen.

Suko wollte wieder zurück ins Haus, als er eine Stimme hörte.

»Hast du hier herumgeballert, Alter? John!«

***

Ich mußte lachen, als ich Sukos Gesicht sah und er sich zu mir umgedreht hatte. Die Überraschung stand ihm ins Gesicht geschrieben, aber auch die Erleichterung darüber, saß er mich lebend gefunden hatte. Ich sah ziemlich demoliert aus, die letzten Ereignisse hatten schon ihre Spuren hinterlassen.

»Hast du gebadet?« fragte Suko mich.

»So ähnlich.«

»Bestimmt nicht in einer Badewanne?«

»Nein, in einem Sumpfloch.«

Er haute mir auf die Schulter. »Verdammt, Alter, ich bin froh, daß du hier bist.«

»Mit dir hätte ich nicht gerechnet.«

»Das ist auch eine lange Geschichte.«

»Die du mir bestimmt bald erzählst.«

»Und fast in Gegenwart zweier Toten. Julies Großeltern leben leider nicht mehr.«

»Hat man sie ermordet?«

»Nur den Mann, die Frau starb an einem Herzversagen. Die Aufregung war wohl zuviel.« Suko deutete auf den toten Libyer. »Der Killer lebt auch nicht mehr.«

»Was ist mit Julie?«

»Ich würde sie als das größte Rätsel bezeichnen«, erwiderte Suko.

»Wenigstens für mich. Du wirst darüber sicher anders denken.«

»Kaum. Wir werden dafür sorgen müssen, daß die Leiche abgeholt wird.« Ich kniete mich neben den Toten nieder und durchsuchte dessen Taschen, ohne allerdings Ausweispapiere zu finden.

Nichts deutete daraufhin, daß er offiziell existierte.

»Ein perfekter Killer«, sagte Suko. »Wie auch seine beiden Kumpane.«

»Araber.«

»Libyen!« präzisierte mein Freund. »Sie haben sich leider näher mit mir befaßt.«

»Wieso leider?«

»Man kann auch Folter dazu sagen. Zum Glück beließen sie es

zunächst bei der ersten Stufe, sonst hätte ich schwach ausgesehen.«

Mein Freund winkte ab, als er mein erschrockenes Gesicht sah. »Ich erzähle dir alles im Haus. Komm mit.«

Den Toten ließen wir nicht auf der Fahrbahn liegen. Wir legten ihn außen neben die Tür.

Im Gebäude war es still. Mit leiser Stimme fragte ich: »Wo steckt denn Julie?«

»Sie ist nach oben gegangen.«

Ich rief ihren Namen. Beim zweiten Versuch bekam ich Antwort.

»Bist du zurück, John?«

»Ja, ich warte auf dich, Julie.«

»Moment.« Sie erschien plötzlich an der Treppe, kam aber nicht zu mir. »Darf ich oben auf meinem Zimmer bleiben?« fragte sie leise.

»Wenn du unbedingt willst.«

»Ich muß mich etwas ausruhen.«

Ich nickte ihr lächelnd zu. »Alles klar, Julie. Noch etwas möchte ich dir sagen. Du brauchst vor den Grandi-Schwestern keine Furcht zu haben. Es gibt sie nicht mehr.«

»Hast du sie geschafft?«

»Ja.«

Ich hatte eigentlich noch einen weiteren Kommentar erwartet. Julie enttäuschte mich in dieser Hinsicht. Sie drehte sich um und ging zurück in ihr Zimmer.

»Laß sie nur dort oben bleiben«, sagte Suko. Er war von draußen hereingekommen. »Sie hat viel mitgemacht.« Er drückte sich an mir vorbei und telefonierte vom Wohnzimmer aus. Suko erklärte, wer er war und kurbelte auch eine Fahndung nach dem Cadillac an. Seiner Ansicht nach mußten die Männer in die Falle fahren, denn ein Wagen wie der Caddy war einfach zu auffällig.

»Mit wem hast du denn gesprochen?« fragte ich ihn.

»Mit den Kollegen aus Exeter. Sie werden so schnell wie möglich kommen. Ich bin bis Exeter mit einem Hubschrauber geflogen. Man kennt mich da inzwischen.«

Ich hatte mich in einen Sessel gesetzt. Irgendwie war bei mir der Dampf raus. Meine Kleidung war noch immer feucht. Ich nieste einige Male und mußte mir auch die Nase schneuzen, während ich von meinem Freund wissen wollte, wie er überhaupt nach Buckland in the Moor gekommen war.

Suko berichtete. Da wir Zeit hatten, tat er dies sehr ausführlich. So erfuhr ich, daß auch andere Gruppen hinter dem Mädchen herwaren. Julies außergewöhnliche Fähigkeiten mußten sich herumgesprochen haben. Wer so begabt war wie sie, der zog praktisch die Aufmerksamkeit anderer Gruppen auf sich.

»Die Frage ist nur, John, was wir mit ihr machen?«

»Das stimmt.«

»Hast du einen Vorschlag?«

»Nein und ja.« Suko schaute mich so gespannt an, daß ich lachen mußte. Es klang allerdings nicht echt. »Julie ist ein Kind, das dank seiner Fähigkeiten leider nicht so normal aufwachsen kann wie jedes andere Mädchen oder jeder andere Junge in ihrem Alter. Sie müßte unter permanenter Kontrolle stehen.«

Suko strich über sein Kinn. »Denkst du dabei an eine Kasernierung?«

»So ähnlich.«

»Das wäre furchtbar«, flüsterte er.

»Meine ich auch. Nur mach du mir einen besseren Vorschlag.«

»Ich weiß keinen.«

»Jedenfalls fühle ich mich verpflichtet, mich um Julie zu kümmern. Sie hat mich um Hilfe gebeten, ich werde zusehen, was ich für sie tun kann. Wenn sie tatsächlich weg muß, dann aber dorthin, wo sie gut betreut wird.«

»Das versteht sich.«

Ich stand auf. »Bleib du hier unten, Suko. Ich werde mal mit ihr reden.«

»Okay.«

Das Haus kam mir ungewöhnlich kalt vor. Möglicherweise lag es auch an mir, denn ich fror innerlich. Auch die nasse Kleidung trug daran die Schuld. Sie klebte auf meiner Haut.

Wo Julies Zimmer lag, wußte ich nicht. Von einem Raum stand die Tür offen, und ich hörte das leise Atmen.

Ich schob mich über die Schwelle, lächelte, denn Julie lag auf ihrem Bett und schlief. Zahlreiche Stofftiere lagen ebenfalls auf dem Bett verteilt.

Einen Teddy hatte Julie in den Arm genommen, als könnte ihr dieser Schutz geben.

Ich setzte mich auf die Kante, wollte Julies Wange streicheln, als das Kind seine Augen öffnete. »John!« Sie lächelte mich an. »Du bist gekommen?«

»Natürlich.«

»Du weißt alles, nicht?«

»Ja.«

Sie schloß die Augen und drückte den Teddy noch enger an sich.

»Sie… sie haben meinen Großvater einfach getötet. Es war der Mann mit der Stahlhand, mit dem Haken, weißt du?«

»Ja, ich hörte davon.«

Julie drehte den Kopf zur Seite, weil sie mich nicht anschauen wollte. »Die beiden anderen sind geflohen«, sagte sie. »Ich habe es nicht gesehen, ich spürte es nur.«

»Wir werden sie fangen, Julie. Die Fahndung läuft bereits. Du

brauchst dir keine Sorgen deswegen zu machen.«

»Nein, John, ich glaube nicht, daß ihr es schafft. Diese Männer sind gefährlich.«

»Wer ein so auffälliges Auto fährt, kann sich kaum in dieser Gegend verbergen. Die Straßen sind vorgezeichnet, die er nehmen kann. Es gibt kaum Ausweichmöglichkeiten. Ich bin nicht gekommen, um dir nur das zu sagen, ich habe auch über dich nachgedacht und vor allen Dingen über die sechs Pferde.«

»Es sind meine Freunde«, sagte Julie schnell.

»Das habe ich schon bemerkt«, gab ich lachend zurück. »Du verstehst dich gut mit den Tieren!«

»Ja.«

»Mr. McGarth sagte mir dies ebenfalls.«

»Du kennst ihn?«

»Ich habe ihn getroffen. Er lebt, er ist den Mördern entwischt, die ihn benutzten, um sich durch den Sumpf führen zu lassen, weil sie dich haben wollten.«

»Fast hätte ich es geschafft, die Grandi-Schwestern selbst zu erledigen!« Julie redete manchmal wie eine Erwachsene. »Die Kugel war wichtig. Sie hielt die Schwestern am Leben.«

»Ich habe sie zerstört.«

»Das war gut. Ich fühle mich auch frei. Der Druck, sterben zu müssen, ist nicht mehr da.«

»Das kann ich verstehen.«

Julie legte sich direkt auf den Rücken und schaute mich aus glänzenden Augen an. »Weißt du, John, ich kann älter werden, ich habe es überstanden.« Sie wiederholte indirekt ihre vorher gesagten Worte. »Aber da ist noch ein großer Schatten.«

»Du meinst den Tod deiner Großeltern?«

»Genau.« Ihre kleinen Lippen zuckten. Mit wesentlich leiserer Stimme redete sie weiter. »Der Schatten ist aber noch länger. Die anderen Männer sind frei.«

»Wir werden sie uns holen, Kind.«

»Ich… ich glaube nicht daran. Ich weiß es sogar.« Sie richtete sich sehr hastig auf. Ich mußte zurückweichen, sonst wäre sie mit ihrer Stirn gegen mein Gesicht gestoßen. »Sie sind so gefährlich und durchtrieben. Das schafft ihr nicht.«

»Du etwa?«

Ich hatte die Frage mehr spaßeshalber gestellt, bekam aber eine sehr ernste Antwort. »Ja, wenn es überhaupt jemand schaffen kann, sie zu stoppen, dann bin ich es.«

»Aber Julie. Das ist nicht deine Arbeit.«

»Ich will es!«

»Rache ist verkehrt!«

Sie drehte ihr Gesicht der Wand entgegen und starrte auf das blasse Blumenmuster der Tapete. »So kannst auch nur du sprechen, John. Ich muß anders denken. Diese Menschen werden nicht lockerlassen, verstehst du? Sie werden mich jagen, sie werden mich nie in Ruhe lassen. Es kann Wochen und Monate dauern, aber ich werde ihnen irgendwann wieder gegenüberstehen. Das weiß ich.«

»Rechnest du nicht damit, daß wir sie bekommen?«

»Nein. Sie sind einfach zu schlau.«

»Was ist denn mit den Pferden, Kind. Soviel mir bekannt ist, sind sie verschwunden.«

»Sie wollten weg.«

»Kennst du ihr Ziel?«

Julie tat so, als hätte sie meine Frage nicht gehört. Jedenfalls bekam ich keine Antwort.

»Sind sie wieder im Stall?«

»Ich weiß es nicht.«

Da Julie mich nicht anschaute, ging ich davon aus, daß sie mich anlog. Ich wollte weiter fragen, hörte aber Sukos Stimme. Mein Freund rief nach mir.

»John, die Kollegen sind schon hier.«

Die Männer schienen geflogen zu sein. Das waren sie auch, denn ich hörte das typische Geräusch eines Hubschraubers. Er setzte zur Landung an.

Ich erhob mich von der Bettkante. »Wir sprechen uns später noch, Julie. Überlege es dir bitte.«

»Mach' ich.«

Ich traute dem Mädchen nicht. Jedenfalls wollte ich Julie unbedingt im Auge behalten. Sie durfte nichts unternehmen, was ihr oder uns schadete.

Der Hubschrauber war vor dem Haus auf der Straße gelandet.

Jetzt erschienen auch die ersten Bewohner aus dem Ort. Sie staunten, als sie die drei Polizisten sahen, die aus der Maschine kletterten.

Suko erwartete sie, während ich in der offenen Tür stand.

Die Beamten schauten sich zuerst den Toten an. Ihr Chef wandte sich an mich.

»Mein Name ist Leary. Ich bin Chiefinspektor.«

Auch ich stellte mich vor.

Leary lächelte. »Sie kenne ich aus London. Auch Ihren Boß, Sir James Powell.«

»Dann brauche ich Ihnen ja nicht viel zu erklären.«

Leary strich über sein graues Haar. Sein Gesicht, in dem die wasserhellen Augen auffielen, zeigte ein Lächeln. »Nein, Mr. Sinclair, das brauchen Sie wirklich nicht.«

Einer der Beamten kam zu uns. Der Mann war blaß geworden.

»Den Toten muß man regelrecht zerquetscht haben«, sagte er mit leiser Stimme. »Es ist kaum zu fassen.«

»Ich kann Ihnen die Erklärung geben«, sagte der neben uns stehende Suko und berichtete, wie der Mann ums Leben gekommen war.

Leary und seine beiden Männer wollten es kaum glauben, nahmen es aber hin.

»Wie steht es mit der Fahndung?« fragte ich.

»Die läuft.«

»Was haben Sie getan?«

»Wir haben die entsprechenden Straßen sperren lassen, die aus Dartmoor Forest herausführen. Sie wissen ja, daß wir darin Routine haben, denn oft genug jagen wir Ausbrechern nach. Das ist nicht alles. Zusätzlich haben wir noch eine Luftüberwachung angekurbelt. Es sind zwei Hubschrauber unterwegs. Nach menschlichem Ermessen können die Männer nicht entwischen.«

»Das würde mich freuen.«

»Um wen handelte es sich dabei genau?«

»Das können wir Ihnen auch nicht sagen, Chiefinspektor. Es sind jedenfalls Ausländer.«

»Araber?«

Ich wiegte den Kopf. »Nicht direkt. Sagen wir – Orientalen. Unter Umständen Libyer.«

Leary verzog die Mundwinkel. »Die haben wir nicht so gern, wie Sie sich denken können.«

»Ich weiß, aber wir können Sie uns nicht malen.«

»Gut. Ihr Kollege sagte noch etwas von zwei anderen Toten.«

»Sie liegen im Keller«, erklärte Suko. »Ich führe Sie hin.«

»Gut, Inspektor, gehen Sie bitte vor.«

Ein Beamter blieb am Hubschrauber zurück. Ich ging mit in den Keller. Unterwegs dachte ich über die Worte des Chiefinspektors nach. Er hatte sich sehr optimistisch gegeben. Aus seiner Sicht hatte er bestimmt recht, nur mußte ich mich auch mit den Worten des Mädchens beschäftigen. Die standen im genauen Gegensatz dazu.

Wie dem auch sei, bei mir blieb ein ungutes Gefühl zurück…

***

Hamir war nicht umsonst ein hervorragender Fahrer. Auch mit einem Caddy konnte er umgehen, als hätte er die letzten zehn Jahre nichts anderes gefahren.

Er prügelte das Fahrzeug über die Sumpfpisten als wäre es ein Rennwagen. Oft genug wühlten die Reifen durch die ziemlich weiche Erde, schleuderte Grassoden hoch, die nach rechts und links wegspritzten und manchmal auch in die Schlaglöcher fielen, mit denen die Piste übersät war.

In einigen Löchern stand Wasser, andere waren leer und wirkten mehr wie Bremsklötze.

Die Federung des Wagens war noch in Ordnung. Der Caddy nahm alle Hindernisse.

Hamir konzentrierte sich einzig und allein auf seine Fahrerei.

Waldo behielt die unmittelbare Gegend stets im Auge. Durch Buckland in the Moor waren sie wie ein Phantom gehuscht. Sie wußten beide, daß man nach ihnen fahnden würde und sie einen verdammt auffälligen Wagen fuhren. Bis Exeter jedoch mußten sie es einfach schaffen.

Wichtig für sie war auch, von der schlechten Wegstrecke abzukommen und die Landstraße mit der Nummer 38 zu erreichen. Sie war gut ausgebaut und mündete südlich von Exeter auf den Motorway.

An dem Ort jedoch wollten sie längst den auffälligen Wagen verlassen haben.

Man sah Waldo nicht an, welche Gedanken hinter seiner breiten Stirn rotierten. Er hatte es längst nicht aufgegeben, das Mädchen in seine Hände zu bekommen. Niemals zuvor hatten er und seine Männer einen Auftrag ergebnislos abgebrochen.

Noch schaukelten sie über die miese Piste im Sumpf. Das Gelände sah gleich aus, eine braungrüne Wüste, die sich unendlich weit hinzog. An einigen Stellen glänzten größere Moorteiche wie dunkle Augen.

Die ersten Schilder erschienen, die bereits auf die Einmündung zur Landstraße hindeuteten.

Sie sahen sie zur gleichen Zeit, und Hamir lachte auf. »Das ist ja wunderbar, dann haben wir es gepackt.«

»Nicht so ganz.«

»Wieso?«

Waldo schob ein frisch gefülltes Magazin in seine kurzläufige MPi und deutete schräg nach vorn.

Aus nordöstlicher Richtung und aus dem Bleigrau des Himmels löste sich ein hellerer Punkt, über den etwas flirrte und einen Kreis beschrieb. Die Rotorblätter eines Hubschraubers.

Hamir fluchte, was Waldo störte.

»Du hältst dein Maul. Was hier zu erledigen ist, das nehme ich in die Hand.«

»Okay. Soll ich stoppen?«

»Noch nicht.« Waldo hatte die Scheibe nach unten fahren lassen.

Der Wind war sehr scharf. Er trieb dem Mann fast die Tränen in sie Augen, so daß Hamir den Befehl bekam, langsamer zu fahren.

Noch hatten sie die Einmündung der Straße nicht erreicht. Sie würden es auch kaum schaffen, denn sie waren vom Hubschrauber aus entdeckt worden.

Der Pilot ging aufs Ganze. Er steigerte die Geschwindigkeit und verlor gleichzeitig an Höhe. So sah es für die beiden Libyer aus, als würde ihnen der Hubschrauber aus dem bleigrauen Wolkenbrei entgegenstürzen.

Sekunden noch, dann konnte er landen.

»Stoppen!« schrie Waldo.

Hamir trat auf die Bremse.

In den folgenden Augenblicken bewies Waldo, welche Nerven er besaß. Er rammte die Tür auf, verließ den Caddy und ging hinter der Tür in Deckung. Seine MPi legte er auf den Rand.

Der Hubschrauber flog heran. Höchstens dreißig Yards befand er sich über dem Boden. Er glich einem mordenden, stählernen Ungeheuer, und Waldo behielt auch weiterhin die Nerven.

Er drückte ab.

Plötzlich zuckten Lichter vor der MPi-Mündung, als die Geschoßsalven gegen die anfliegende Maschine rasten. Sie hämmerten durch das Glas der Kanzel, und Waldo, dessen Gesicht eine verbissene Wut zeigte, ließ den Zeigefinger am Drücker.

Er feuerte, was das Magazin hergab, und sah mit großer Genugtuung, wie der Hubschrauber seinen Kurs plötzlich änderte. Dies bestimmt nicht freiwillig.

Er schwenkte nach rechts weg, stieg gleichzeitig in die Höhe und bekam plötzlich einen Schwanz aus dunkelgrauem Rauch. Als Waldo das sah, begann er zu lachen. Bevor er wieder einstieg, warf er noch einen schnellen Blick auf die Maschine.

Der Hubschrauber raste über den Sumpf und tiefer in den Dartmoor Forest hinein.

»Los, fahr ab!«

»Und die Bullen?«

»Werden uns kaum noch folgen können.« Waldo lachte laut, bevor er sich die Hände rieb. »Denen habe ich einiges an Blei zu fressen gegeben. Uns macht man nicht so schnell ein.«

Hamir nickte und atmete auf. Er hatte wieder Gas gegeben. Es dauerte nicht mal eine halbe Minute, bis sie die Einmündung in die normale Landstraße erreicht hatten.

Waldo hatte sich auf dem Sitz gedreht und schaute nach hinten.

Er wollte beobachten, ob der Hubschrauber noch weiter über den Sumpf fliegen konnte.

Der Ball, der plötzlich über der Fläche aufblühte, bestand aus Feuer, Rauch und Trümmern. Er wirkte wie ein Gemälde, das sekundenlang über der Fläche stand und dann zusammenbrach, als hätte es nie etwas von dem Hubschrauber gegeben.

»Na bitte«, sagte Waldo nur.

Hamir fuhr weiter. »Wo sollen wir eigentlich den Wagen

stehenlassen? Oder willst du mit ihm bis nach London?« Die letzte Frage hatte er nicht ernst gemeint.

»Sehe ich so aus? Nein, wir wechseln und beginnen das Spiel von vorn, mein Lieber.« Waldo ballte die Rechte zur Faust. »Ich will das Mädchen haben, und ich werde es bekommen. Wir haben unser Image. Noch nie ist ein Auftrag daneben gegangen, das wird dieser auch nicht. Darauf kannst du dich verlassen!«

***

Wir alle waren erschüttert, als wir die Leichen sahen. Hier waren zwei Menschen gestorben, die in ihrem Leben wahrscheinlich nie jemandem nur ein Haar gekrümmt hatten.

Leary schüttelte den Kopf. »Wie kann man einen alten Menschen nur so grausam töten?« fragte er.

»Ich weiß es auch nicht«, sagte Suko. »Ich habe zudem Glück gehabt, daß es mich nicht erwischte.«

»Es sind leider Ausländer«, fuhr der Chiefinspektor fort. »Ich befürchte möglicherweise diplomatische Verwicklungen.« Er schaute uns dabei fragend an.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Leary«, erwiderte ich. »Zunächst müssen wir die Männer identifizieren. Wir kennen nur ihre Vornamen. Die hat mein Kollege Suko erfahren.«

Der Chiefinspektor nickte. »Ich werde jedenfalls so lange warten, bis die Männer der Mordkommission aus Exeter eingetroffen sind. Vielleicht hat dann auch schon die Fahndung etwas gebracht.« Er schaute uns dabei so hoffnungsvoll an, daß ich unwillkürlich lächeln mußte.

»Glauben Sie nicht daran, Mr. Sinclair?«

»Wissen Sie, ich habe es mir eigentlich abgewöhnt, an gewisse Dinge zu glauben oder es nicht zu tun. Ich lasse einfach alles auf mich zukommen, das ist besser.«

»Wie Sie meinen.«

Wir verließen den Keller. Im Flur oben kam uns der Mann aus Learys kleiner Mannschaft entgegen. Daß er eine Nachricht überbringen wollte, sahen wir ihm an, und wir erkannten ferner, daß es keine gute Nachricht sein konnte. Er war bleich wie frischer Kalk und schwitzte stark.

»Was ist denn?« fragte Leary.

»Wir, nein, die Kollegen haben den Wagen entdeckt.«

»Und?«

»Die Hundesöhne haben den Hubschrauber abgeschossen. Einer von ihnen mußte eine MPi besitzen.«

Ich schloß sekundenlang die Augen und hörte Learys dumpfe Frage. »Hat es Tote gegeben?«

»Zumindest einen.«
Leary nickte. Er verließ das Haus. Suko und ich blieben zurück.
»Ich habe es mir fast gedacht«, flüsterte ich. »Wer einen solchen Job ausführt, der ist einfach nicht zu stoppen.«
»Wenn wir nur wüßten, wo sie hinwollen.«
Ich dachte kurz nach. »Das kann ich dir eigentlich schon sagen, Suko. Die Typen werden versuchen, ihren Auftrag zu vollenden.«
»Also Julie?«
»So ist es.«
»Dann müßten wir sie unter Schutz stellen.«
»Das habe ich ihr auch vorgeschlagen, aber sie will nicht. Sie möchte frei sein und…«
Ein lautes, schrill klingendes Wiehern unterbrach mich. »Gegen Pferde habe ich nichts, in der letzten Zeit allerdings bin ich etwas allergisch gegen die Tierchen geworden.«
Das Wiehern war für mich mit einem Alarmruf zu vergleichen.
»Verdammt, Julie!«
Ich wartete nicht auf Suko. Mit langen Schritten hetzte ich die Stufen der Treppe hoch, um die erste Etage zu erreichen, wo Julies Zimmer lag. Die Tür trat ich mit dem Fuß auf, sie schwang wieder zurück, ich stoppte sie und sah, daß Julie das Fenster geöffnet hatte.
Sie selbst hockte auf der äußeren Fensterbank, schaute noch zurück in das Zimmer und hatte einen völlig veränderten Ausdruck in ihre Augen bekommen.
»Julie!« rief ich scharf.
»Rühr dich nicht!« schrie sie mir entgegen. »Geh bitte nicht weiter, John. Ich muß es einfach tun!«
Von wegen. Ich wollte hin, aber Julie war schneller. Sie ließ sich einfach fallen.
Ich warf mich vor, das leere Fenster wuchs vor mir auf, ich lehnte mich hinaus, da saß Julie bereits auf dem Rücken des schwarzen Hengstes und hieb ihm die Hacken in die Weichen.
Aus ihrem Mund drang ein lauter Schrei, mit dem sie das Tier anfeuerte.
Ein weiterer Ruf blieb mir in der Kehle stecken, denn Julie hatte zwischen sich und mir eine so große Distanz geschaffen, daß ein Ruf sie kaum erreichen würde.
Ich sah auch die anderen fünf Tiere, die in respektvoller Entfernung auf ihren Leithengst warteten.
Ziemlich geknickt ging ich wieder zurück in den Flur, wo Suko stand. »Vorbei, nicht?«
»So ist es.« Ich strich über mein Haar. »Julie hat ihren Kopf durchgesetzt. Sie ist verschwunden. Der Hengst wartete auf sie wie ein vierbeiniges Taxi. Verdammt noch mal, allmählich komme ich mir vor

wie jemand, den man auf den Arm genommen hat und ihn immer dann fallen läßt, wenn man es für nötig hält.«

»Kopf hoch.« Suko versuchte, mich aufzumuntern. »Du kennst sie besser als ich. Wo könnte sie hingeritten sein?«

»Erst mal ins Moor.«

»Okay, und dann?«

Ich lehnte mich gegen die Wand und dachte an Julies Vorhaben, das sie bei meinem Besuch bei ihr erklärt hatte. »Ich will da nicht direkt von Rache reden, Suko, aber ich kann mir vorstellen, daß sie ihre Kräfte einsetzen wird, um diejenigen zu stellen, die sie gefangennehmen wollten.«

»Also die Orientalen verfolgen.«

»Ja.« Ich räusperte mich. »Und sie wird die Kerle finden, daran glaube ich fest.«

»Rechnest du denn damit, daß sie in der Nähe bleiben wird.«

»Das kommt auf unsere Freunde an. Sie sind in Richtung Exeter geflohen. Ich nehme auch nicht an, daß sie sich mit dem auffälligen Cadillac weiterbewegen werden. Das sind Leute, die ihren Rückzug genau geplant haben, glaub mir das.«

»Immer ein Eisen im Feuer.«

»Haben wir auch, aber ein kaltes.«

Leary kam zu uns. Auch er hatte das Wiehern gehört und fragte uns, was es zu bedeuten hatte.

»Alles und nichts«, erwiderte ich. »Tut mir leid, Kollege, ich kann es Ihnen auch nicht genau sagen.«

Er lächelte schief. »Sie sehen aus, als wären Sie geleimt worden.«

»Richtig, so fühlen wir uns auch.«

***

London – zwei Tage später!

Noch immer fühlten wir uns wie geleimt, und auch Sir James dachte ähnlich. Ich hatte eine kurze Aussprache mit ihm gehabt.

Sauer war er nicht mehr. Im nachhinein verstand er mein Handeln.

»Aber wir haben keinen Erfolg erringen können«, sagte er noch einmal an diesem Spätnachmittag im Büro.

»So ist es.«

»Was ist mit den Geheimdiensten?« fragte Suko.

»Auch sie sind alarmiert. Das libysche Konsulat wird rund um die Uhr beobachtet. Herausgekommen ist nichts. Die Typen sind schlau. Sie haben sich dort nicht blicken lassen.«

»Gibt es andere Aktivitäten der Diplomaten im Konsulat?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Mir ist nichts bekannt. Jedenfalls haben wir den kürzeren gezogen.«

»Vielleicht haben sie London gemieden«, meinte Suko.

Ich warf ihm einen Blick von der Seite zu. »Das kann auch sein, obwohl ich daran nicht glauben will.«

»Weshalb nicht?«

»Wo kann man sich besser verstecken als in London?«

»Und Julie mit den Pferden. John, die Tiere sind nicht normal. Sie fallen auf.«

»Das stimmt.«

»Ich bin der festen Meinung, daß Julie längst entdeckt worden wäre, würde sie sich in London befinden.«

»Dein Wort in meiner Mutter Gehörgang«, erwiderte ich und holte mir noch eine Tasse Kaffee. Glenda hatte uns eine Kanne zurückgelassen. Mit der Tasse kehrte ich zu Sir James und Suko zurück. Ich wollte sie gerade auf den Schreibtisch stellen, als das Telefon anschlug.

Suko hob sofort ab. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Der Mund wurde zu einem Strich, die Gesichtshaut straffte sich. Suko schaltete die Mithöranlage ein. »Das ist dieser Waldo!« flüsterte Suko. Er mußte es wissen, weil er die Stimme schließlich kannte.

»Na, wieder in London, Chinese?«

»Ja, wie Sie hören.«

»Ich bin es auch. Ich wollte euch nur sagen, daß unser Plan noch immer steht. Was wir uns einmal vorgenommen haben, das führen wir auch durch. Wir holen uns Julie.«

»Hören Sie, Mister…«

»Nein, ich höre nicht. Wir werden uns sogar mit der Kleinen treffen.« Er lachte. »Sie wollte es auch. Es wird irgendwie wunderbar sein. Wir bekommen alles, was wir wollen und werden uns zum guten Schluß auch dich holen, Chinese.«

Dann legte Waldo auf. Auch Suko drückte den Hörer zurück und fühlte sich nicht anders als Sir James und ich. Eben an der Nase herumgeführt.

Sir James stützte sein Kinn in die Handfläche, bevor er sprach. »Es gibt Tage, da liebe ich diese Stadt. An manchen aber hasse ich London. Heute hasse ich es.«

Wir verstanden nicht, was er meinte und schauten ihn dementsprechend an.

»Ich will es Ihnen erklären. Ich hasse London jetzt allein wegen seiner gewaltigen Ausdehnung. Können Sie mir sagen, wo wir zu suchen anfangen sollen?«

Das konnte weder Suko noch ich.

Eine lange Schweigepause entstand. Wir überlegten angestrengt.

Ich sah dabei auf Sir James, der ins Schwitzen geriet, denn er allein fühlte sich verantwortlich.

»Es hat wohl keinen Sinn, jetzt eine gewaltige Fahndung einzuleiten«,

sagte er leise. »Wir können überall suchen, ohne etwas zu finden.« Er stöhnte auf. »Ich weiß nicht mehr, was ich noch machen soll? Gibt es denn keine Chance?«

Suko hob die Schultern und schaute auf seine Knie. Ich hätte mich mit der gleichen Geste zufrieden gegeben, da aber durchfuhr mein Gehirn der berühmte zündende Funke.

Wie ein Derwisch sprang ich von meinem Platz hoch und schnickte dabei mit den Fingern. »Verdammt, ich hab's!« rief ich.

»Was denn?«

»Ich muß sofort in meine Wohnung.«

»Was gibt es da?« fragte Sir James.

»Den Dunklen Gral…«

***

Suko war mit mir gefahren, Sir James im Büro zurückgeblieben, doch wir hatten ihm versprechen müssen, ihm sofort Bescheid zu geben, falls sich etwas veränderte.

In der Wohnung holte ich den Dunklen Gral aus dem Schrank.

Den goldenen Kelch, der einmal der Kelch des Feuers geheißen hatte. Auf seiner Öffnung lag die dunkelrote Kugel, die ebenfalls große Geheimnisse in sich barg. Ihre Besitzerin hatte Tanith geheißen, eine Hellseherin und Wahrsagerin. Durch Mörderhand war sie umgekommen, aber ihr Geist, der in einem anderen Reich schwebte, war noch immer in der Lage, durch die Kugel einen Kontakt mit mir aufzunehmen.

»Die eigentliche Wahrheit liegt hinter den Spiegeln«, sagte ich leise, als ich den Kelch des Feuers vor mir auf den Tisch stellte und Suko das Licht bis auf eine Lampe gelöscht hatte.

»Was meinst du, John?«

»Nichts.«

Ich nahm vorsichtig Platz und legte meine Hände um die Außenwand des Kelchs. Das Gold kam mir weich und warm vor. Es schmiegte sich in meine Handflächen.

Der Dunkle Gral war in der Lage, mir andere Welten zu eröffnen.

Er konnte mich tatsächlich in die Zonen bringen, die hinter dem Sinnbild Spiegel lagen. Davon wollte ich jetzt nichts wissen, denn mich interessierte einzig und allein die Kugel.

Eine Kugel hatte eine wichtige Rolle gespielt. Sie war der Trumpf des Hexen-Trios gewesen, und ich hoffte stark, durch eine Kugel Kontakt zu Julie aufnehmen zu können, sie zu sehen und zu erfahren, wo sie sich aufhielt.

Suko wußte, daß er mich nicht stören durfte und verhielt sich dementsprechend still. Nur sein und mein Atem war zu vernehmen.

Er schaute auf mich. Ich aber versenkte mich in den Anblick der

Kugel, hatte zusätzlich noch mein Kreuz neben den Kelch gelegt, damit es mir half, die unbekannten Kräfte zu verstärken.

Ich konzentrierte mich sehr stark. Es gelang mir gut, alle störenden Gedanken zu zerstreuen und mich einzig und allein auf dieses eine zu konzentrieren.

Dabei hatte ich das Gefühl, in die Kugel hineinzusinken. Sie wurde plötzlich größer, sie wuchs mit jeder Sekunde, während ich mich verkleinerte.

Für mich existierte nur mehr die Kugel. Sie schwamm in einer gewaltigen Fläche. Ich konnte nicht mehr an ihr vorbeischauen, in meinen Ohren klang ein feines Singen auf, als wäre es Musik aus dem Jenseits, die mithelfen sollte, mich in eine tiefe Trance zu versetzen. Meine Gedanken beschäftigten sich einzig und allein mit Julie. Ich wollte einen Kontakt haben und hoffte, daß mir dabei der Geist der toten Tanith als Übermittler diente. Es war ein Spiel. Ich konnte verlieren oder gewinnen, mehr Möglichkeiten gab es nicht.

Das Rot der Kugel überstrahlte alles. Sie hatte Ausdehnungen bekommen, über die ich nur staunen konnte. Sie war wie ein Meer, das sich vor mir ausbreitete.

Aber gab sie auch einen Kontakt ab?

»Julie!«

Für mich war es ein innerlicher Schrei, den ich in die Kugel hineinschickte, um endlich den langersehnten Kontakt mit dem Mädchen aufnehmen zu können.

Schließlich war es Julie gewesen, die etwas von mir gewollt hatte.

Diesmal lag der Fall umgekehrt.

In die Kugel geriet Bewegung.

Fast so wie beim Würfel des Unheils oder des Heils, bei dem sich die Schlieren bewegten, wenn er aktiviert wurde.

Tief in ihrem Innern, so meinte ich, kristallisierte sich ein Bild hervor. Zwar schemenhaft, aber erkennbar.

Aus den Schatten wurden Bäume, und diese Bäume standen an einer bestimmten Stelle.

Ich sah eine Brücke, ein Denkmal, Gestalten, die ich nicht erkennen konnte.

Ein leiser Schrei entfuhr meinem Mund, als ich mich zurücklehnte und gleichzeitig hochsprang.

»Was hast du?« fragte Suko.

Ich war wie aus einem tiefen Traum erwacht, wischte über meine Stirn, stand auf, faßte nach dem Kreuz und torkelte bleich im Gesicht auf die Wohnzimmertür zu.

»Weißt du, wo wir sie finden können?«

»Ja, verdammt.«

»Wo denn?«

Ich blieb stehen. »Hyde-Park«, flüsterte ich. »Ich habe die Achilles Statue gesehen. Sie steht im Hyde-Park, oder nicht?«
»An der Südwestecke.«
Ich war schon an der Wohnungstür. »Genau dort müssen wir hin…«

***

Es war Abend geworden, und mit der Dunkelheit krochen auch die langen Dunstfahnen heran. Dieser feuchte Nebel stieg von den großen Wiesenflächen des Hyde-Parks auf und legte sich schattengleich über das gesamte Gelände, wo er eine Decke bis zum frühen Morgen bildete.
Im Winter – und besonders bei Dunkelheit – glich der Hyde-Park einem großen Totenfeld. Das Leben war erstarrt. Besucher durchquerten ihn in ihren Fahrzeugen, aber nicht mehr zu Fuß.
Wer sich nicht in seinen Autos aufhielt, besaß einen Grund. Lichtscheues Gesindel verbarg sich in den Parks und huschte stets in Deckung, wenn Polizeistreifen erschienen.
Die meisten Menschen fürchteten sich in der Finsternis, nicht so Julie Gladstone, die es tatsächlich geschafft hatte, ungesehen nach London zu gelangen.
Sie und ihre Pferde hatten die Millionenstadt erreicht und auch den Hyde-Park, wo sie sich mit Waldo, dem Orientalen treffen wollte, denn er suchte sie noch immer.
Und Julie wollte ihn auch. Sie hatte ihn sogar angerufen. Seit langen Stunden schon hielt sich das Mädchen auf dem gewaltigen Gelände verborgen. Erst als die Dunkelheit ihre Schatten über den Park geworfen hatte, traute sie sich, ihr Versteck zu verlassen.
Sattellos hockte sie auf dem Rücken des schwarzen Hengstes. Die Hufe des Pferdes hinterließen auf dem Boden ein dumpfes, fast weich klingendes Echo.
Das Kind mied die freie Fläche. Sie ritt dort her, wo die Bäume dicht standen und sie manchmal auch mit ihren Zweigen streiften, so daß sie gezwungen war, den Kopf einzuziehen.
Hin und wieder sah sie die hellen Lichter eines Scheinwerferpaares durch den Park huschen, hörte mal eine ferne Stimme, einen Pfiff oder ein Lachen.
Ansonsten aber schluckte der Nebel die Geräusche.
Dann passierte es.
Plötzlich spürte sie den Schmerz im Kopf. Es war wie ein Treffer mit dem Messer. Sie schrie auf, schwankte auf dem Pferderücken.
Auch Hunter wurde unruhig, aber Julie schaffte es, sich auf dem Tier zu halten. Trotzdem sank sie nach vorn, denn sie hatte das Gefühl, als wäre eine Kraft dabei ihr Gehirn anzusaugen, ihm Bilder zu entreißen, sie für sich zu gewinnen.

Dagegen konnte sich Julie nicht wehren. Noch einmal richtete sie sich auf, sie sah die Bäume vor sich, die anfingen zu tanzen, sich immer wilder drehten, zu einem regelrechten Karussell wurden, in das sie einstieg und mitgerissen wurde.

Danach wußte sie nichts mehr. Sie merkte auch nicht, daß sie vom Pferd fiel, auf dem feuchten Boden liegenblieb und der schwarze Hengst zur Seite trottete, wobei ihm die anderen Tiere folgten. Sie halfen ihr nicht mehr.

Niemand half ihr. Das Mädchen befand sich in einem Zustand zwischen Bewußtlosigkeit und Hypnose, aus dem sie erst erwachte, als etwas Kaltes ihre Wange berührte.

Sie öffnete die Augen.

Graue Flecken durchschwammen ihr Blickfeld, bis sich einer dieser Flecken löste, nach vorn trieb und sich als ein Gesicht herauskristallisierte.

Waldo grinste sie an. Und das Kalte an Julies Wange war die Mündung einer Maschinenpistole.

»Haben wir dich?«

Sie sagte nichts. Die Erinnerung jedoch sprang sofort zurück.

Plötzlich wußte sie alles, und ihr war auch klar, daß sie in eine Falle gelaufen war.

Waldo zog sie hoch. Julie machte sich steif, das half ihr nichts, der Libyer war stärker.

Neben ihm stand Hamir. Auch er war bewaffnet. Die Mündung des Revolvers deutete ebenfalls auf Julie.

»Wir werden jetzt eine kleine Spazierfahrt unternehmen. Bist du schon geflogen?«

»Nein…«

»Dann wird es Zeit. Wo wir hinfliegen, ist es warm. Und eines sage ich dir, Kleine. Keine Tricks, verstehst du? Keine bösen Gedanken, du wirst…«

Da zuckte Julie zusammen, denn Hamir hatte sich ihr von der hinteren Seite genähert und durch den Stoff eine Spritze in ihren Arm gejagt. »Das wird reichen«, sagte er.

Waldo lachte. »Und wie!« Er wuchtete Julie hoch und warf den Körper über seine linke Schulter.

Bis zum Wagen wollten sie laufen. Ungefähr 200 Yards.

Beide waren sehr vorsichtig. Sie schauten sich immer um und freuten sich auch darüber, daß niemand da war, der sie beobachtete.

»Lauf schon vor«, sagte Waldo. »Und komm mir entgegen.«

»Mach' ich.«

Hamir rannte los, erreichte den neuen Wagen – einen dunklen Ford Orion – auch sehr schnell, öffnete die Fahrertür und sah den Schatten nicht, der hinter ihm hochwuchs.

Den Luftzug spürte er noch, auch den Aufprall, dann sank er zu Boden, denn Suko hatte ihn genau erwischt.

Innerhalb kürzester Zeit zerrte ihn der Chinese in die Deckung einer Buschgruppe.

Die Tür war wieder ins Schloß gefallen. Suko und mir blieb nichts anderes übrig, als auf den zweiten zu warten.

Wir hatten gesehen, aus welcher Richtung Hamir gekommen war.

Dorthin richteten wir unsere Blicke.

Waldo kam.

Wir sahen sehr bald, wer da über seiner Schulter lag. Wir hörten ihn auch fluchen. Er sagte etwas in seiner Heimatsprache. Jedenfalls war er nicht begeistert.

Suko war von meiner Seite verschwunden. Waldo näherte sich dem Wagen, er ging dabei langsamer, anscheinend war er mißtrauisch geworden, blieb plötzlich stehen und wollte die MPi von seinem Gürtel loshaken.

Suko und ich kamen zur gleichen Zeit. Suko von der hinteren Seite, ich stand vor, Waldo befand sich in der Zange.

»Laß die Waffe los!« brüllte ich.

Er schrak zusammen, aber Suko war schnell, lautlos und auch sicher. Noch einmal hämmerte er zu.

Diesem gewaltigen Hieb hatte auch der Libyer nichts entgegenzusetzen. Er drehte sich zu Boden, Suko fing Julie auf, und ich legte Waldo Handschellen an.

Mein Freund und ich lächelten erleichtert. »Manchmal geht es ganz einfach«, sagte Suko und schüttelte den Kopf.

»Man muß nur wissen wie.«

»Eben.«

»Ich rufe Sir James an«, sagte ich, wandte mich ab und hörte, als ich zum Wagen ging, das Wiehern der Pferde irgendwo in der Weite des Parks.

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 520 »Ich jagte das Hexen-Trio«